

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Heft 23.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

Berlin, 1. December 1891.

Größe Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$ M.

XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

„Wer hat dich, du schöner Wald...?“

Eine Lieder-Erzählung
aus dem Leben Felix Mendelssohn-Bartholdy's
von Ernst Pasqué.

5.

(Schluß.)

Wie Mendelssohn den Text, und wo er die Melodie zu seinem „Abschied vom Walde“ fand.

Am Nachmittage konnte Mendelssohn den Besuch des Herrn Pfarrers und des Schullehrers nicht abweisen; ihre Worte des Dankes und der Bewunderung mußte er entgegennehmen, und schließlich ging er sogar mit ihnen hinüber in die Kirche, um die Orgel zu spielen. Das Werk war ein altes und schadhaftes, aber dennoch wirkte Mendelssohn's Spiel auf die Beiden wie Sphärenmusik aus einer anderen Welt. Der Pfarrer theilte ihm mit, daß die Kirche eine neue Orgel erhalten würde, und Mendelssohn war freundlich genug, ihm zu versprechen, bei der Einweihung zugegen sein und das neue Werk in aller Form probiren und spielen zu wollen. Dann kehrte er wieder in sein Zimmer zurück und sah Niemand mehr als den Peter, der unablässig zu seinem Dienste bereit stand.

Es war ein schöner Sommerabend, und da die Staatsstube der „Sonne“, welche Mendelssohn bewohnte, nach Westen zu lag, auch einen Ausblick auf die bewaldeten Höhen des Thales bot, so konnte er das prächtige Schauspiel eines selten schönen Sonnenunterganges in aller Ruhe bewundern. An das offene Fenster hatte er sich gesetzt und blickte sinnend hinaus in das rothglühende Feuermeer, welches, sich immer mehr ausbreitend, den ganzen Horizont überfluthen zu wollen schien und so märchenhaft durch die oberen Baummassen jankelte, daß eine wahre Sehnsucht nach einem solchen Zauberwalde in dem Sinnenden auftauchte. In der Hand hielt er eine Anzahl mit Versen beschriebener Blättchen verschiedenen Formats: es waren die von seinem Freunde Klingemann aus London gesandten Liedertexte. Er hatte diejenigen von ihnen schon mehrfach durchgesehen, die vom Walde, vom Jägerleben sagten, doch keines wollte ihm so recht behagen: sie schienen ihm nicht kräftig und klar, mit einem Wort nicht vollsthümlich genug zu sein. Denn gerade ein solches Gedicht suchte und brauchte er für seinen Zweck und deshalb wurde ihm das Wählen gar so schwer. Da brachte sein getreuer Peter ihm ein echt rheinisches Paßglas, gefüllt mit köstlich duftendem Wein, und plötzlich fuhr ein Gedanke durch des Meisters Hirn. „Für das Volk will ich singen,“ sagte er sich, „ein Mann aus dem Volke soll mir die Worte dazu wählen.“ Und dem Peter die Blättchen reichend, sprach er freundlich zu diesem: „Peter, ich will ein Lied vom Walde componiren, und da ich Dir die Handschrift meiner ersten Composition versprochen habe, sollst Du auch den Text dazu wählen. Nimm und lies, und sage mir, welches von den Gedichten Dir am besten gefällt.“

Peter nahm mit einem Gemisch von Stauen und Zögern die Blättchen und begann, sie eins nach dem anderen durchzulesen. Doch nach und nach wurde sein Gesicht ernst, und als er immer noch nicht reden wollte, fragte ihn Mendelssohn: „Nun, Peter, es gefällt Dir wohl keines der Lieder?“

Da blickte Peter dem Meister recht treu-

herzig in das Antlitz und sprach: „Ach, Herr Mendelssohn, die Gedichte mögen sehr schön sein, doch ich verstehe das Meiste davon nicht, oder doch nur halb, — wird's von vielen Stimmen gesungen, werden die Zuhörer erst recht den Sinn nicht verstehen. Da wüßte ich Ihnen ein ganz anderes Lied,“ begann er jetzt wieder mit gewohnter, an Begeisterung streifender Lebhaftigkeit, „ein Lied, das mit seinen wenigen Worten klingt, als ob es für unseren Wald auf dem Stauffen und für unsere Jäger gedichtet worden wäre. Und wie schön würde es erst in Ihrer Composition klingen!“

Mendelssohn schaute auf: „Und wie heißt dies Lied, — wo ist's?“ fragte er gespannt.

„Es heißt: ‚Der Jäger Abschied vom Walde‘; ich fand es vor wenigen Tagen, als ich in Frankfurt war,

in einem Zeitungsblatt und habe es mir abgeschrieben.“
„Dann laß es mich lesen, hole es mir. — Lauf, Peter, lauf!“

Der Peter war schon davon gelaufen, um wenige Augenblicke später mit einem beschriebenen Blatt Papier zurückzukehren, das er Mendelssohn reichte. Dieser ergriff es hastig und las leise die in recht hübschen Zügen darauf geschriebenen Verse:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben
So lang' noch mein' Stimm' erschallt.“

Und schon setzte er summend, fast singend hinzu:

„Lebe wohl — lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!“ —



Immer freudiger erregt las er nun die beiden anderen Strophen, und als er am Schlusse den Namen „Joseph von Eichendorff“ gefunden, da sprang er von seinem Sitz empor und rief mit dem freudigen Enthusiasmus des echten Künstlers: „Das ist's, was ich brauche und suchte. Dies Lied componire ich, Peter! Und morgen in der Früh' ziehen wir Beide hinaus nach dem Walde und dem Berge, den Du mir nanntest. Dort werde ich, so Gott — und meine Muse es wollen, die rechten Töne für die hübschen, volkstümlichen Verse finden!“

Und dabei blieb es. —

Am anderen frühen Morgen verließen Mendelssohn und sein getreuer Peter die „Sonne“ und das stille freundliche Eppstein und schritten dem Stauffen, dem hohen Wächter des Lorschbacher Thales zu. Peter trug eine mit Proviant wohlgefüllte Ledertasche und befand sich in einer so freudig erregten Stimmung, daß er laut auf hätte jauchzen mögen, mit den Vögeln um die Wette. Doch mußte er sich bezähmen, er hätte ja dadurch Herrn Mendelssohn in seinen Gedanken stören können. Dafür schwenkte er lustig seinen derben Stock, als ob er dadurch Alles hätte los werden wollen, was ihn so übermächtig erfüllte. Der junge Meister schritt still und sinnend dahin, wenn er auch mit strahlenden Blicken in den sonnigen Morgen und das liebliche, sich ihm öffnende Thal schaute. Bald lenkte Peter links von der Straße ab, und über eine Wiese schreitend, betraten Beide den Wald. Ein Weg öffnete sich ihnen, der sie langsam, doch unaufhaltsam die Höhe hinauf führte. Es waren mächtige alte Buchen, in deren Schatten sie dem Gipfel des Berges, der „Stauffen“ genannt, entgegen wanderten. Der Weg war weit, und die Zeit verging, Mendelssohn merkte es nicht, er gab sich ganz dem Eindruck hin, den der herrliche, von der Morgen Sonne durchfunkelte Wald in ihm erregt hatte. Endlich mußten sie dem Gipfel nahe sein, und hier gestaltete sich die Waldung zu einer wahrhaft selten schönen. In der fernsten Höhe, der sie entgegenstrebten, lichteten sich die Baummassen, welche die Wanderer bis jetzt mit einer fast geheimnißvollen Dämmerung umfassen hatten. Durch die mächtigen Stämme der Buchen, hier und da von alten, knorrigen Eichen durchstanden, schimmerte, wenn auch immer noch gebrochen, das sonnige Tageslicht: das Hochplateau des Stauffen war erreicht. Da warf Mendelssohn sich mit einem laut innigen Behagens auf den moosigen Waldboden nieder, und auch Peter that dergleichen, nur immer noch in scheuer, fast ehrfurchtsvoller Ferne von dem sinnenden Meister.

Es war eine auserlesene schöne Stelle des Waldes, welche Mendelssohn unabsichtlich, nur der Eingebung des Augenblickes folgend, gewählt hatte. Ein Kranz der herrlichsten Buchen umgab den Ruhenden; sie wölbten ihre mächtigen Kronen hoch über ihm, daß sie einem himmelanstrebenden gothischen Dome glichen. Durch die grünen Blätter funkelte die Sonne in Form von Tausenden von Sternlein auf ihn nieder, die durch das leichte Wogen der Äste und Zweige jeden Augenblick ihre Stellung zu verändern schienen. Dabei rauschte und tönte es geheimnißvoll, leise, wie eine überirdische Musik über seinem Haupte, und gar bald empfand der emsige Meister den ganzen Zauber dieses Natur-Domes, in dem er einsam weilte. Schon lange hielt er das Blättchen mit dem Eichendorff'schen „Abschied vom Walde“ mechanisch in der Hand. Jetzt holte er mit raschem Griffe ein mit Notenslinien versehenes Notizbuch aus der Tasche und begann zu schreiben, anfangs langsam, — dann immer hastiger, und endlich begleitete er summend, was er da niederschrieb: „Lebe wohl! — lebe wohl! — Lebe wohl! — lebe wohl! — du schöner Wald!“ tönte es, bald in tiefer, bald in hoher Stimmlage, — leise, — leise, — kaum hörbar. — Peter rührte sich nicht, unbeweglich lag er auf dem Waldboden, dafür mit allen Sinnen horchend. Es war dem guten Menschen, dem Musik-Enthusiasten aus dem Volke, als ob er einer geheimnißvoll heiligen Handlung beiwohne.

Plötzlich sprang Mendelssohn vom Boden empor und rief mit hellen Freudentönen: „Heureka! — Es ist gethan, und es wird gut sein. — Doch nun tische auf, Peter! Ein gutes Glas Wein und ein Imbiß werden uns wohl thun!“

Peter war schon bei der Arbeit, und bald prangte neben Mendelssohn auf dem Waldboden und auf weißer Serviette ein einladendes Frühstück, aus Brod, Butter und kaltem Fleisch bestehend. Eine große Flasche vom Allerbesten fehlte nicht, und Beide, der Meister und sein naiver Bewunderer, aßen und tranken gemeinsam mit größtem Appetit, als ob sie ihres Gleichen gewesen und zu einander gehört hätten. Dann fragte Mendelssohn:

„Durch welche Ortschaften kommen wir, bis wir auf die Straße nach Frankfurt gelangen?“

In einer guten halben Stunde werden wir im Thal und in dem Dorfe Lorschbach sein, in einer weiteren Stunde in dem Städtchen Hofheim, wo die Landstraße nach Frankfurt abzweigt. Um die Mittagszeit können wir dort einziehen.“

„Giebt es in Hofheim einen passablen Gasthof, etwa mit einem Klavier? — sodann Post oder eine andere Fahrgelegenheit?“

„In der ‚Krone‘ beim Fach ist man ganz vortrefflich aufgehoben, auch steht im Sälchen ein Flügel, groß wie der in der ‚Sonne‘ zu Eppstein. Eine Post giebt es auch dort und andere Fahrgelegenheiten nach Frankfurt genug.“

„Auf denn, — nach Valencia! — das uns hier Hofheim ersehen muß!“ rief Mendelssohn in fröhlichster Laune. Zugleich erhob er sich, Peter packte die Reste des Frühstücks in seine Tasche, und Beide begannen den Abstieg nach dem Lorschbacher Thale. Mendelssohn schwenkte lustig seinen Reisetod, und mit der einfach schönen Melodie, welche sein Genius ihm soeben eingegeben, gleichsam Abschied von dem herrlichen Stauffenwalde nehmend, sang er aus voller Brust, aus vollem Herzen:

„Wer hat dich du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang' noch mein' Stimme' ertollt.
Lebe wohl! — lebe wohl!
Du schöner Wald!“

Wie prächtig klang das mehrfach wiederholte „Lebe wohl“ durch die Buchen! Ein echter, weichevoller Abschied von dem sonnig grünen Walde. Peters Herz tanzte vor Freude den Tact zu dem neuen, gar zu schönen Liede, und er hatte doppelte Ursache dazu, denn er war es ja gewesen, der dem verehrten Meister den Text geliefert hatte, dessen Composition er in der Handschrift Mendelssohn's erhalten sollte und für immer sein eigen nennen durfte!

Glücklicher Peter! — wenn nur sein fataler Engländer nicht gewesen wäre!

6.

Ein zweiter Mendelssohn-Flügel.

Das Schicksal zweier Autographen Mendelssohn's und seines „Abschiedes vom Walde“, als Schluß.

Es war eine wunderschöne, herzerquickende Wanderung gewesen, welche Mendelssohn und Peter in etwa zwei Stunden durch das malerische Lorschbacher Thal nach dem freundlichen Städtchen Hofheim gebracht hatte. Gegen Mittag waren sie dort angelangt und in der „Krone“ eingekehrt, wo Mendelssohn sofort ein gutes Mittagessen für zwei Personen und für eine Stunde später einen Wagen zur Fahrt nach Frankfurt bestellte. Doch das Essen und der Wagen mußten, eines nach dem anderen, noch eine gute Stunde länger warten, denn der Meister hatte nur zu bald in dem oberen kleinen Saale des Gasthauses den durch Peter in Aussicht gestellten Flügel entdeckt. Es war ein noch gutes Instrument von Andre in Frankfurt, und schon sah Mendelssohn davor und präluirte. Dann aber spielte er leise, — wie für sich ganz allein, seine neue Wald-Composition. Dennoch hatte er die andächtigsten Zuhörer. In einem Zimmer neben dem Sälchen saßen ganz mäusestill Peter und der alte Herr Fach, der Wirth der Krone und horchten, — horchten, damit ihnen auch nicht der leiseste Ton von Mendelssohn's Spiel verloren gehe. Herr Fach war ein ähnlicher Musik-Enthusiast, wie der Peter, und nachdem dieser ihm gesagt, wer der Fremde eigentlich sei, da vergoß der gute Kronenwirth fast Thränen einer rührenden Freude über die Ehre, welche seinem geringen Hause durch die Einkehr eines so großen, weltberühmten Musikers widerfahren war. Als endlich nichts mehr zu hören, das Spiel zu Ende war, da sprang Herr Fach mit jugendlicher Lebendigkeit die Treppen hinab in die Küche, in den Keller, um das Allerbeste für einen solchen seltenen Gast zu beschaffen. Mendelssohn hatte aus seinem Reisetäschchen Notenpapier, Feder und Tinte herausgelangt und schrieb nun in seiner zierlichen Notenschrift das neue Männerquartett nieder, er setzte sogar seinen vollständigen Namen nebst Tag und Ort darunter, wann und wo er es componirt hatte. „Für den Peter,“ sagte er sich lächelnd, als er mit seiner Arbeit fertig war, und schob einstweilen das inhaltreiche Blatt in seine Brusttasche. Dann begann er wieder ungehindert mit aller Lust zu spielen, zu phantasiren. Das war ein Concert, fast so schön wie das improvisirte in Eppstein, doch dauerte es nicht so lange. Der Spieler empfand plötzlich, daß die Essenszeit vorüber sein müsse, und erhob sich von dem Flügel, — fast im selben Augenblick, als die Frau Gasthalterin eintrat, um dem fremden Herrn ohne viel Umstände zu melden, daß das Essen längst bereit sei und in Grund und Boden verderben würde, wenn der Herr nicht endlich mit dem Spielen aufhöre und zu Tisch käme. Mendelssohn dankte lachend für diese ungewohnt höfliche Einladung, doch folgte er ihr auch, und nach wenigen Augenblicken saß er mit seinem Peter vor einem einladend gedeckten Tische und speiste, von Herrn Fach bedient, mit größtem Appetit und auch ganz vortrefflich.

Der Wagen wartete bereits eine ganze Weile draußen auf der Gasse, und es mußte geschieden sein. Vor dem Einsteigen nahm Mendelssohn Peter bei Seite und händigte ihm die Abschrift seiner neuen Composition mit den Worten ein: „Für Dich, mein guter Peter, die Musik zu Deinem Gedicht. Halte das Blättchen werth, als ein Andenken an den heutigen schönen Tag und den Componisten. Und hier, — noch eine Kleinigkeit für Dein Marielen.“ Damit drückte er ihm ein schweres Goldstück in die Hand und sprang in den Wagen, dessen Kutscher schon im folgenden Augenblick kräftig auf die ungeduldig stampfenden Pferde einhieb und davonfuhr.

Als Peter endlich zu sich gekommen war und aufblickte, war der Wagen schon fern, und er vermochte nicht einmal nach der Mühe zu greifen, um das grüßende Winken Mendelssohn's zu erwidern, denn er mußte sich mit der Hand die Augen wischen, in die Thränen getreten waren. Dann ging er langsam mit dem Wirth in das Haus zurück, und hier erst vermochte er die beiden Gaben seines Gönners zu betrachten. In der einen Hand hielt er einen doppelten Friedrichsd'or, den er fast gleichgültig in die Tasche schob, denn die andere hielt wahr und wahrhaftig in der Handschrift Mendelssohn's die neue Composition des von ihm, dem Peter, entdeckten schönen Waldliedes. Das war eine Freude! Der Kronenwirth freilich schien dieselbe nicht zu theilen, wohl nur, weil er die Ursache nicht zu würdigen vermochte. „Du hast nur ein beschriebenes Blatt Papier von ihm erhalten,“ sagte er stolz zu dem Peter, „ich aber erhielt mehr — weit mehr von dem großen Manne. Meinen Flügel hat er durch sein Spiel für alle Zeiten geweiht!“ Beide Hände stach auf das Instrument legend, wie der Priester sie auf den Altar legt, küßte er — wie jener den Altar — den Deckel und setzte mit möglichster Feierlichkeit hinzu: „ — Und von Stunde an habe ich einen Mendelssohn-Flügel.“

In einer wahrhaft glückseligen Stimmung, seinen Schatz in der Brusttasche, wanderte Peter am Nachmittag durch das Lorschbacher Thal Eppstein zu. Er hätte in seiner Freude Jeden, der ihm begegnete, besonders die hübschen Bauernmädchen, umarmen können, sah er doch in jedem von ihnen sein Marielen, zu dem es ihn urplötzlich mit einer ganz gewaltigen Sehnsucht hinzog.

„Herr Melton!“ rief er mit grellem Aufschrei, als er daheim in der Sonne angelangt, die Thür der Gaststube öffnete und wie gebannt auf der Schwelle stehen blieb. Da saß er wirklich, dem Eingange gegenüber an einem der Tische, der unglückselige, musiknarrische Engländer, der ihn also bis in den Taunus verfolgt hatte und sich jetzt in seiner ganzen Steifheit erhob und mit gewohnter Gelassenheit auf Peter zutrat. „Yes,“ sagte er, „Ich bin kommen vom the Haag na der Sun in das Taunus, um su fragen, ob you will verkaufen der Autograph von das Mendelssohn?“

„Es handelt sich hier nicht mehr um das Gitarre-Autograph des großen Meisters,“ rief Peter in seiner Herzensfreude und zog seinen papierenen Schatz aus der Brusttasche, den er dem Engländer aus der Ferne mit beiden Händen entgegenhielt. „Hier, Herr Melton, schauen Sie — bewundern Sie! Ein ganzes Männer-Quartett, durchaus von der Hand des Meisters geschrieben und mit dessen eigenhändiger Unterschrift versehen, ganz frisch gebaden — nein, componirt, heute früh. Und der Text ist von mir — das heißt: er hat ihn von mir. Was sagen Sie dazu?“

„Wonderfull! Nun — I will geben for der zwei Autograph von das Mendelssohn forty Pounds,“ sagte Melton mit seinem früheren Phlegma, wenn auch die Augen das kostbare Stück gierig anblinzelten und die Hand sich langsam darnach ausstreckte. Doch Peter hatte seinen Schatz schon wieder in der Brusttasche geborgen, nur stuchte er und murmelte vor sich hin:

„Vierzig Pfund Sterling, — über vierhundert Gulden! — Das ist ein Wort, das könnte uns helfen!“ — Doch schon im folgenden Augenblick schrie er auf: „Nein, nein! Wir werden auch ohne Ihre Pfunde Hochzeit machen können, und meine Mendelssohn-Schätze behalte ich, was auch kommen mag!“

„Well!“ entgegnete der Engländer kaltblütig wie immer, und setzte dann, auch wie immer, für sich hinzu: „Will er mir not verkaufen der zwei Autograph for forty pounds, so uerde I sie mir nehmen.“ Nun zog er langsam einen Brief hervor, den er Peter reichte. „Ein Brief for you. — In ein Stund I return na das Haag. Wenn you wollen mitfahren — well!“ Damit drehte er sich herum und lehrte gelassen zu seinem Tische zurück.

Peter hatte erstaut den Brief genommen und geöffnet, doch kaum einen Blick hineingeworfen, als er einen Schreckenslaut hören ließ und rief: „Ich muß fort, nach dem Haag — auf der Stelle.“

Der Brief war von einem ihm bekannten Bedienten des Lion d'or und meldete Peter mit wenigen Worten, daß sein Marielen todkrank sei und er eilen müsse, w.: er sie noch einmal sehen wolle. — Nun

erinnerte er sich auch der Worte seines Engländers und auf diesen zuwendend, rief er ihm zu: „Ich fahre mit Ihnen, Herr Melton, — in einer Stunde bin ich reisefertig!“ Zum ersten Mal lächelte der Englishman, doch nur verstohlen, dann sagte er weiter nichts als: „All right!“ und über Hals und Kopf stürzte Peter zur Thüre und zur „Sonne“ hinaus.

In seiner furchtbaren Aufregung lief er zu seinem alten Vater, der wieder so weit hergestellt war und den Sohn nach einem rührenden Abschied gern zu seinem todtkranken Bräutchen ziehen ließ. Dann eilte der arme Peter in die „Sonne“ zurück, schnürte seine Siebensachen mitsamt seinen Papierschatzen zusammen, und noch bevor die Stunde verfloßen war, stand er reisefertig vor Herrn Melton, der ihn freundlich grüßend als Reisefährten „willkommen“ hieß. Bald darauf fuhren Beide ab, vorerst dem Rheine zu, dann mit dem Dampfboot nach Rotterdam. Dort trennte sich Melton von seinem Genossen, weil er von hier aus nach England, — dann nach Indien wollte. Er hatte einen Reisewagen bis zum Haag gemiethet und bezahlt, in welchen er den sich in peinlichster Ungeduld verzehrenden Peter mit seinen Siebensachen einpacken ließ, und Beide fuhren nach verschiedenen Richtungen davon.

Endlich! — endlich langte der arme Peter, halbtodt vor Aufregung und Angst im Haag und im Lion d'or an, und wer trat ihm hier mit einem Jubelruf entgegen? Sein Marielen, das ihm um den Hals fiel, ihren Peter mit heißen Küffen begrüßte! Sein Marielen, das nie sterbenskrank, nicht einmal krank, sondern stets gesund gewesen war, wie ein Fischlein im Wasser. Und der Freund — der Spitzbube, der ihn so schändlich belogen? Er war nach der letzten Anwesenheit Herrn Melton's aus dem „Lion d'or“ und dem Haag spurlos verschwunden.

„Herr Gott!“ schrie Peter, und sank wie auf's Neue vernichtet auf einen Stuhl. „Mein Engländer hat mich betrogen und gewiß auch bestohlen!“ Schon schnallte er seinen Lederbehälter auf und suchte nach seinen beiden Mendelssohn-Autographen; — sie waren fort! Herr Melton hatte seine Drohung wahr gemacht und das, was er nicht hatte kaufen können, sich — genommen. Doch auch Marielen suchte, — suchte, und wenn sie auch die Papierschatze nicht fand, so fand sie dafür doch einen anderen Schatz. Vom Boden des Lederoffers holte sie ein kleines schweres Päckchen heraus, und als sie es öffnete, kamen vierzig goldene Sovereigns zum Vorschein. Der musikärrische Engländer hatte nicht allein die zwei Autographen sich „genommen“, sondern sie auch, als ehrlicher Dritte, reichlich bezahlt.

Daß Peter anfangs tobte und sich noch musikärrischer geberdete, wie sein Engländer, war ebenso natürlich, als daß er sich endlich wieder beruhigte und in sein Schicksal, das im Grunde gar kein so übles war, fügte. Er durfte dies auch getrost thun, denn sein Gewissen war rein: er hatte seinen Mendelssohn'schen Autographen-Schatz für keinen Preis der Welt verkaufen wollen, — er war ihm einfach entführt und ihm dafür, gegen seinen Willen, die gebotene große Summe zurückgelassen worden. Auch hätte er weder die geraubten Handschriften wiedererlangen, noch das Geld dem Eigenthümer zurückerstatten können, — denn wo weilte sein Engländer zur Zeit, wo war er zu finden? Er tröstete sich endlich vollständig, blieb ihm doch sein holländisches Schätzchen und seine Guitarre! — Und wurde nicht auch schließlich der Verlust die Ursache seines Glückes? Denn nun erfolgte in wenigen Wochen die Hochzeit des wackeren Peters von Eppstein und des „mojen Marielen van Kattwyk aan Zee.“

Im folgenden Jahre, 1840, erschien Mendelssohn's Männer-Quartett „Wer hat dich, du schöner Wald“ mit einem Wanderlied, als Opus 50, und rasch wurde es überall mit Vorliebe gesungen. Doch erst 1841 sollte es seine officielle Einführung in den Concert-Saal erleben. Es war ein Zufall. Im 17. Gewandhaus-Concert hatte die damals berühmte Altistin, Fräulein Sophie Schlegel aus Köln, eine Arie zu singen; die Künstlerin wurde heiser, und als Ersatz fand unter enthusiastischem Beifall ein Vortrag des herrlichen Quartetts „Der Jäger Abschied vom Walde“ statt. Nun machte es die Kunde durch die ganze Welt; wo nur gesungen wurde, erklang das: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Und heute, nach einem halben Jahrhundert, ist dies noch immer der Fall. Berichtet uns doch ein deutscher Offizier, Herr von Baumbach,* der einen Ritt durch Persien nach der Küste des schwarzen Meeres gemacht, daß er in Erzerum zu seiner größten Ueberraschung eine armenische Schule gefunden, deren Lehrer in Deutschland ausgebildet worden waren; die Kinder sangen ihm deutsche Lieder vor, u. A. „Wer hat dich, du schöner

Wald, aufgebaut . . .?“ in vortrefflicher Behandlung der Sprache und der Melodie. —

Mendelssohn besuchte im Laufe der wenigen Jahre, welche ihm noch im Leben beschieden waren, oftmals und gern die schönen Gegenden am Fuße des Taunus. Besonders machte er von Soden aus, wo er mehrere Jahre hinter einander, der Gesundheit seiner Gattin halber, Aufenthalt nahm, Ausflüge nach dem lieblichen Lorsbacher Thal, nach Hofheim und Eppstein, wobei ihn Franz Meffer, ein geborener Hofheimer und Nachfolger Schelble's als Dirigent des Frankfurter Cäcilien-Vereins, begleitete. Dort lehrte er stets in der „Sonne“, oder in der „Krone“ ein und spielte oft die beiden Flügel, welche nun mit Recht den stolzen Namen führen durften, den der musikfreundliche Gastwirth Fach in seiner Begeisterung für den Meister seinem Instrument gegeben hatte. — Was aus den beiden Mendelssohn-Flügeln geworden ist, haben wir bereits zu Anfang unserer Viedergeschichte erfahren.

Als die Eppsteiner Kirche eine neue Orgel erhalten hatte, und diese am 11. August 1844, am Tage der Kirme eingeweiht werden sollte, kam Mendelssohn, wie schon früher zugesagt, dorthin, um in einem Kirchen-Concert zum Besten des Kirchen-Fonds die neue Orgel zu spielen. Sängervereine von Frankfurt, Mainz und Wiesbaden waren zu dieser Feier nach dem romantischen Städtchen im Taunus gezogen, doch zu dem Concert und den Orgelvorträgen Meister Mendelssohn's kam es leider nicht. Der hochwohlweise herzoglich Nassauische Amtmann gestattete wohl den Festzug durch den Ort nach der Kirche, er stellte sich sogar in seiner Amtstracht und ganzen Würde an die Spitze des Zuges, aber das Kirchen-Concert verbot er, als eine — „unwürdige Vettelei!“ und Mendelssohn sowohl, wie die Sangesbrüder der drei verschiedenen Städte mußten unverrichteter Sache wieder heimziehen.

Im Mai des verhängnißvollen Jahres 1847, ein halbes Jahr vor seinem Tode, war Mendelssohn zum letzten Male in dem ihm so lieb gewordenen Soden, und von dort aus machte er die letzten Ausflüge nach Hofheim und durch das Lorsbacher Thal nach Eppstein. Zum letzten Male werden auch seine Finger die Tasten der beiden Flügel berührt haben, doch wohl nur in wehmüthigen Accorden, denn seine geliebte Schwester Fanny war todt und für den Meister des Lebens Freude vorüber. Er besuchte noch zu seiner Erholung Baden-Baden und die Schweiz, — aber ergebnislos! Im October lehrte er nach Leipzig zurück, und schon am 4. November berührte der Kuß des Todesengels sanft des müden Meisters Stirn; sein Geist schwebte hinauf in jene Sphären, deren Klänge er in seinem frommen Glauben so oft zu vernehmen gemeint und in seinen herrlichen Schöpfungen wiederzugeben versucht hatte. Für den echten Musiker, den empfänglichen Zuhörer werden sie fortleben, trotz der verneinenden Richtung der neueren Zeit, und wenn all seine Vieder-Compositionen vergessen sein sollten, unvergessen bleibt und mit gleicher Freude wird gewiß immerdar gesungen werden des Meisters schönstes Quartett:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?“

Radrend verboten.

Wer Recht hat?

Von Marie Stora.

„Ach Theresie!“ —
„Weshalb seufzest Du denn so kläglich, Elly? Du machst ja ein Gesicht, als hätten Dir die Spaggen den Rücken gestohlen! Ist das eine Art, wenn man jung und hübsch ist und einen Mann hat, der nicht lebenswürdig und vortrefflicher sein könnte?“

„Das ist's ja eben! Du glaubst, ich bin glücklich, weil alle Welt es glaubt; ich bin's aber nicht!“

„Wie?“

„Diese ewigen Streitereien und Verdrießlichkeiten mit Hugo machen mich ganz elend. Gestern haben wir wieder eine große Scene gehabt, — wir haben jede Woche eine. Er zankt und zankt!“

„Aber weshalb denn?“

„Weil er launenhaft ist. Nichts mache ich ihm recht. Und er kann sich über jede Kleinigkeit ärgern. Stelle Dir vor, leztlich sollte er für einige Tage verreisen. Ehe er in's Bureau ging, bat er mich, den Koffer herabholen zu lassen und Alles zum Einpacken zusammen zu suchen. Ich hatte aber etwas Anderes zu thun, — als er eine halbe Stunde vor seiner Abreise zurückkam, war nichts vorbereitet. Du hättest sehen sollen, wie er darüber außer sich gerieth! „Natürlich, ich verdröble die Zeit mit Dummheiten, für meine Pflichten fehle mir der Sinn u. u.“

„Er hatte Recht. In solchen Fällen geht eben der Auftrag des Mannes allen anderen vor.“

„Ost aber ärgert er sich fast grundlos, wenn ich z. B. bei Bekannten irgend etwas vergesse.“

„Ja, mein Kind, das passiert Dir eben zu häufig. Wir Anderen finden es allerkleinst, und köstlich, wenn Du heute Schirm und Handschuhe, morgen Brosche und Armbänder bei uns vergißt, — uns geht es eben nichts an. Bei Hugo aber ist es etwas Anderes.

Der Mann verlangt von seiner Frau Ordnungssinn und Pünktlichkeit; ohne sie würde aus seinem Hause ein wildes Chaos werden.“

„Es ist wahr, ich will mir Ruhe geben, nicht so vergeßlich zu sein. Vielleicht spricht er dann wieder ein freundliches Wort mit mir, wenn wir allein sind, — jetzt thut er's nicht, er schweigt.“

„Und Du?“

„Ich schweige natürlich auch.“

„Also Du sprichst kein freundliches Wort mit ihm. Der arme Hugo! Im Bureau hat er Kummer und Sorgen, und zu Hause findet er die schweigende, schmollende Gattin. So erheitert Du ihm das Leben?“

„Daß ich ihm das Leben erheitern soll, daran hab' ich gar nicht gedacht; wie gut, daß Du mich darauf führst. Wenn er nur nicht so heftig wäre, damit beweist er mir immer, wie lieblos er ist.“

„Er beweist Dir, daß er jähzornig ist, und mit diesem Fehler mußt Du rechnen. Vermeide Alles, was ihn zum Horn reizen kann. Jede Frau kennt genau die Grenze, bis zu welcher die gute Laune ihres Mannes reicht.“

„Ost lagst er, daß ich verschwenderisch sei, daß ich uns Alle an den Bettelstab bringe.“

„Werde sparsamer.“

„Aber es ist mein Geld, das ich ausbebe; ich nehme nichts von dem seinen dazu.“

„Er fühlt sich eben verantwortlich für Alles, was Du thust. Sei glücklich darüber, denn es zeigt Dir, wie lieb er Dich hat.“

„Lieb hat er mich wohl, das weiß ich.“

„Das weißt Du, und kannst es über's Herz bringen, ihm auch nur einen Augenblick lang ernstlich zu grollen? Siehst Du, Elly, daß er Dich liebt, spricht ihn fast von jeder Schuld frei, und macht es Dir leicht, ihm Alles zu verzeihen. Er ist eben nicht blind für Deine Fehler; er möchte Dich besser haben, als Du bist, er will auf Dich stolz sein können, — und deshalb zürnst Du ihm?“

„Ja — aber es ist nicht die Liebe, von der ich träumte. Er hat mich so lieb, als er lieb haben kann, aber ich sehne mich nach jener glühenden, rasenden Leidenschaft —“

„Die Du aus Romanen kennst. Glaube mir, jeder Sturm, jede Ueberchwenglichkeit ist von Uebel. Du giebst zu, daß Hugo Dich liebt, so sehr er kann, — dann giebt er Dir sein Bestes, und Du hast nicht mehr zu verlangen, denn das wäre Wahnsinn und Unrecht.“

„Wenn ich wenigstens ihn so lieben könnte, wie ich es als Mädchen gethan. Ich möchte das wieder fühlen, was ich früher fühlte, wenn ich seine Stimme hörte, all den Jubel, all die jauchzende Seligkeit!“

„Alles in der Natur ist einer ewigen Veränderung unterworfen. Nichts geht verloren, auch kein Gefühl, es geht in ein anderes über. Eine Frau, die zwei Jahre lang verheirathet ist, kann nicht fühlen wie eine Braut; aber hat auch ihre Liebe Herz-Klopfen und Gluth verloren, so hat sie an Innigkeit, an Härlichkeit und an Vertrauen gewonnen. Und wahrlich, der Tausch ist kein übler!“

„Wie hübsch Du mir das Alles klar macht, Theresie! Ich sehe schon, ich brauche Jemand, der mein Denken auf den richtigen Weg führt. Ich habe mir so Vieles ganz anders gedacht. Mir schwebte nichts als Friede, Liebe, Glückseligkeit vor.“

„Die Ehe wird zu dem, wozu man sie macht. Für den Einen ist sie der Himmel, für den Zweiten eine Wüste, für den Dritten gar die Hölle. Friede, Liebe, Glückseligkeit sind wunderhübsche Dinge, die man erringen, erwerben muß, liebe Elly, — sie fallen uns nicht in den Schoß.“

„Ich habe mir gedacht, daß man nur den Mann zu heirathen braucht, den man liebt, um immer glücklich zu sein.“

„Dann hast Du Dich einer Täuschung hingegeben, die Du mit unzähligen Frauen theilst. Um Dir ein echtes Glück zu schaffen, mußt Du die Liebe Deines Mannes Dir zu erhalten trachten, und das ist eine große Aufgabe; denn es ist gar leicht, Liebe zu erringen, aber schwer, sie sich zu bewahren. Den schönen Walfären Jugend und Anmuth, die im Sturm das Herz des Mannes belegen, müssen stille, edle Schwestern folgen: Freundschaft, Güte, Nachsicht, ohne die ein dauerndes Glück nicht denkbar ist. Doch, dort kommt eben Hugo, laß mich mit ihm allein, liebe Elly, ich habe ihm Manches zu sagen.“

„Sag' ihm, daß er von heute an mit mir zufrieden sein soll. Ich sehe ein, wie sehr ich ihm Unrecht that. Aber gar zu lange bleib' ich nicht fort, denn ich muß ihm erzählen, wie tüchtig Du mir den Kopf zurecht gestrichelt hast!“ —

„Warum eilte denn meine Frau soeben von Ihnen fort?“

„Weil ich mit Ihnen allein sein will. Aber weshalb machen Sie ein so verdrießliches Gesicht?“

„Ich dachte eben über Elly nach, liebe Freundin, und da pflege ich immer sorgenvoll auszusehen.“

„Daran thun Sie sehr Unrecht.“

„Das glauben Sie! Sie lassen sich eben, wie alle Anderen, durch Elly's glänzende Außenseite bestechen.“

„Durchaus nicht; — ich habe einen offenen Blick für Elly's Fehler, wie für die Ihren.“

„Für die meinen?“

„Gewiß. Glauben Sie vielleicht, daß Sie tadellos sind? Nicht im geringsten. Ihr größter Fehler ist: Sie wissen Ihre Frau nicht zu behandeln.“

„Wenn Sie sie nur kennen würden, dieses kleine, capriciöse Geschöpf! So entzückend sie in Gesellschaft ist, so unerträglich ist sie im Hause.“

„Sie ist entzückend, wenn sie sich wohl fühlt, und daß sie im Hause sich nicht wohl fühlt, daran tragen Sie die Schuld. Ihre Frau ist jung, sie will plaudern, lachen; sie will sich unterhalten. Sie aber zeigen ihr ein ernstes, verdrießliches Gesicht!“

„Das ist doch ganz natürlich, die Zeiten sind nicht danach, daß man besonders heiter gestimmt sein könnte.“

„Halt, — lieber Freund, — ich kenne Euch Männer und weiß, daß die schlechten Zeiten immer vorgehoben werden, wenn es gilt, Eure grundlose schlechte Laune zu entschuldigen. Sie wissen doch in Gesellschaft Ihre trübe Stimmung sehr gut zu verbergen. Versuchen Sie es auch einmal Ihrer Frau gegenüber. Doch das hieße Ihrer Bequemlichkeit zu viel zumuthen.“

„Sie sind sehr aufrichtig, gnädige Frau.“

„Weil mich die Selbstsucht der Männer empört. Haben sie so ein junges, unerfahrenes Ding geheirathet, wie Ihre Elly es ist, dann suchen sie ganz einfach die Wege des Kindes ihren eigenen anzupassen, und damit glauben sie Alles gethan zu haben, was eine glückliche Ehe verbürgt. Wagt es die junge Frau, selbständig zu denken oder zu handeln, oder versteht sie es einfach nicht, sich zu fügen, dann wird ein Jammer erhoben

*) Kölnische Zeitung vom 9. Mai 1890.



Marci panis: Das Bemalen der Marzipan-Stücke. Von Ludwig Dettmann.

„Ja, aber ich werde sie doch tadeln dürfen?“
 „Sie dürfen tadeln, aber dem Tadel muß ein freundliches, liebevolles Wort folgen, kein mürrisches Gesicht. Mit kleinen, nicht enden wollenden Correcturen erbittern Sie Ihre Frau, die ganz gut versteht, daß Sie wohl für ihre Fehler ein scharfes Auge haben, aber ihre Ihnen zustrebenden Gedanken und Gefühle gar nicht beachten.“

„Sie mögen Recht haben, gnädige Frau.“
 „Glauben Sie mir, zu einer glücklichen Ehe ist es vor Allem nothwendig, daß Mann und Frau, was ihre Charaktere angeht, sich gegenseitig als fertige Menschen betrachten, und daß Einer sich in die Eigenart des Anderen zu finden sucht. Wie leicht legt man da, fast ohne es selbst zu bemerken, dem Geliebten zu Liebe eine schlimme Gewohnheit ab, oder gewinnt eine gute Seite. Kommen sich zwei Menschen so entgegen, und mögen sie sich noch so fern gestanden haben, sie werden sich finden in jener ruhigen, treuen, innigen Liebe, die keine Stürme kennt und keine Gefahren, weil sie die Duldsamkeit selbst ist und beide „Ich“ zu einem „Wir“ unauflöslich verbindet.“

„Ich bin Ihnen wirklich dankbar für Ihren Freimuth, gnädige Frau, und verhehle mir nicht, daß in Ihren Worten viel Wahrheit liegt. Von heute an soll Elly nie wieder über meine üble Laune zu Klagen haben. Die arme Kleine! Ich war wahrhaftig zu streng mit ihr. Dort blickt sie eben verstohlen nach uns herüber, — entschuldigen Sie mich, ich muß zu ihr eilen!“

Schon weilt er an ihrer Seite. Sie beginnt ihm etwas zu erzählen, sie scheint sich anzuklagen; er widerspricht, das will sie nicht dulden. Nun haben sie Beide das Rechte gefunden, all das reizende Für und Wider beschließt ein Kuß.

Nachdem verboten.

Marci panis.

Von Hasso Harden.

Siehe die Abbildungen, Seite 177 und 180.

Mit schauerndem Entsetzen gedente ich heute noch des Stückleins Maribusbrod, — oder war's kein Stücklein, sondern ein riesiges Stück, — das mich anno domini 1870/71, just um die Weihnachtzeit, beinahe das Leben gekostet hätte.
 Wir lagen damals vor Paris, und es ging uns eigentlich fast über Gebühr gut. Eine reizende Villa nannten wir unser Eigen. Unter den Erfapmannschaften, die uns im November nachgesandt worden waren, entdeckten wir einen ausgezeichneten Koch, der aus patriotischem Pflichteifer freiwillig-muthwillig das Szepter in der Hiller'schen Küche mit dem Zündnadelgewehr vertauscht hatte, und der den Gigot, unseren unvermeidlichen Hammelbraten, in mindestens fünfzigerelei Gestalten zuzubereiten verstand. Die Vorräthe unseres Kellers trosteten immer noch unserem Niefendurst, — und der Dienst ... nun an das „Bischen Vorpostenschießen“ mit den paar Zuderhüten vom Mont-Valerien waren wir so gewöhnt, daß wir die Sache nachgerade als einen kleinen Sport zu betrachten anfingen.

als sei sie es, die den Frieden der Häuslichkeit untergräbt. Es giebt einen gesunden Egoismus, der das Glück des Nächsten will, weil es sein eigenes mit begründet, von dem aber leid Ihr Männer himmelweit entfernen. Ihr erbaut Euer Glück mit Seelenruhe auf den Trümmern eines anderen.“

„Sie gehen wirklich zu streng mit uns“ in's Gericht, gnädige Frau.“

„Bürden Sie sich je die Mühe genommen haben, einen Blick in Elly's Herz zu thun, dann müßten Sie wissen, daß es tausend Dinge giebt, über die zu sprechen sie sich sehnt, die unsferig in ihrem Geiste sind, weil ihr Denken darüber noch zu keiner Klarheit gelangt ist. Aber anstatt danach zu trachten, ihr Freund, ihr Gefährte, ihr Vertrauter zu werden, werfen Sie sich zu ihrem Schulmeister auf! Sie verzichten darauf, ihren jungen Geist zu bilden, der sich so gern bilden ließe, — Sie wollen eine perfecte Hausfrau haben, — das ist Alles.“

„Ja aber —“

„Kein aber! Halten Sie Rundschan unter den Frauen Ihrer Freunde. Sie finden kein zweites Weib, das annähernd so hingebend, so unberührt von Falschheit und Lüge, so ehrlich, so verständig wäre, wie Elly. Sie gleicht einer Blume, die noch kein vergiftender Hauch berührt hat. Aber natürlich, wenn Sie in Ihrer bisherigen Behandlung fortfahren, dann wird aus diesem holden Menschenkinde eine verdrießliche, unverständene Frau. Sie werden sie nicht dahin bringen, von ihren Fehlern zu lassen, aber Sie werden sie ihrer Vorzüge berauben.“

„Nach Ihrer Ansicht also sollte ich mir das Tadeln abgewöhnen und das Bewundern lernen?“

„Durchaus nicht. Sie sollen Ihre Frau so behandeln, wie es ihre Eigenart verlangt; dadurch würden Sie Elly, ohne daß sie es merkt, erziehen. Das Erziehen ist ja so leicht, wenn man geliebt wird! Aber Sie werden Ihrer Bequemlichkeit kein Opfer bringen. Es erscheint Ihnen nun einmal als ein unverzeihlicher Leichtsin, wenn Elly die Schlüssel verlegt, oder ein Paar Handschuhe vergißt, oder eine Schleife schief gesteckt hat. Sie übersehen nur, daß Ihr Seelenheil weit mehr von der Klugheit und der Redlichkeit Ihrer Frau abhängt, als von solchen Kleinigkeiten.“



Marci panis: Das Abbrühen der Mandeln. Von Ludwig Dettmann.



Nicolò-Markt in Wien. Von W. Gause. — Siehe Seite 184.

Unser guter, verheiratheter Capitano senzte zwar bisweilen schmerzlich nach dem heimathlichen Eden und, wie böse Jungen meinten, nach einem gewissen, allerliebsten Kantösflecken, aber wir Neutenants ließen Gott einen guten Mann sein und freuten uns des sorglosen Lebens, das durch keine Kämpfe von höherer Stelle und — durch keine Rechnungen getrübt wurde.

Wir hatten es allerdings besonders gut bei der königlichen Ersten, — wir zählten nämlich ein referveleutenantliches Juwel zu uns, das einen Edelstein von Papa besaß: einen Großhändler vom Strande der Trave, der nicht nur seinen vortheilhaften Herrn filius, — nebenbei einen prächtigen Kameraden und außerordentlich tüchtigen Offizier, — sondern der uns Alle mit des Leibes Nahrung und Rothdurft, soweit das werthgeschätzte Feld-Proviandamt Lücken ließ, — in ausgiebigster Weise versorgte. Ich denke heute noch voll Bewunderung und zugleich mit wahrhaft dankbarem Herzen der Fürsorge des alten Herrn. Solange wir uns mit Briefen behelfen mußten, brachte uns an jedem Tage der Feldpost-Stephan mindestens fünf Episteln aus Lübeck, von denen die erste und zweite Cigarren, — und was für Cigarren, — die dritte Kaffee, die vierte Chocolate und die fünfte Zucker enthielt. Alles das fein säuberlich in Staniol eingeschlagen und in tadellosem Carton untergebracht. Als dann gar die goldene Zeit der Vierpfund-Pakete begann, da wollte der Segen schier kein Ende nehmen, und wir konnten aus der Kasse unseres Ueberflusses oft genug das ganze Offiziercorps des Bataillons, einschließlich des hohen Stabes, unterstützen.

Es war also um die Weihnachtszeit, als für mich ein Vermuthstropfen in den Freudenbecher fiel. Ich stolperte nämlich auf einer nächtlichen Patrouille und verstauchte mir den rechten Fuß so empfindlich, daß ich auf mehrere Tage das Zimmer hüten mußte; als die Compagnie am 20. December auf Vorposten zog, blieb ich als Reconvalescent in unserer Villa allein mit meinem Burschen zurück. Wir waren die einzigen Bewohner des ganzen Dorfes, — von einigen anderen Revierkranken und der Bataillons-Musik vielleicht abgesehen.

Daß sich diese Tage nicht sonderlich amüßant gestalten würden, wußte ich, — was mir bedorsten sollte, konnte ich freilich nicht ahnen.

Ich hatte am ersten Nachmittag alle sechs Zeitungen, über die wir verfügten, durchgeschmökert und empfand in der Dämmerung so etwas wie Durst. Fridolin, mein Bursche, sollte mir eine Flasche Rothwein aus dem Keller holen, aber Fridolin stellte sich trotz meines Rufens nicht ein; er war ausgeflogen, — wahrscheinlich in den nahen Weinberg, um Feuerung zu besorgen. Ich schleppte mich also mit meinem lahmen Beine, so gut oder so schlecht es ging, selbst nach dem Keller, der notabene ein prächtiges Felsverließ war, tappte, immer beim Scheine eines einzeln entzündeten Schwefelholzes, bis zum Regal und suchte mir in aller Gemüthsruhe die bestaunteste unter allen bestaunten Flaschen aus der untersten Reihe, — Bierundsechziger Chateau Latour, — aus. Als ich aber den Rückmarsch antreten wollte, bemerkte ich mit Schrecken, daß ich die Thür hinter mir in's Schloß hatte fallen lassen: ich war ein Gefangener.

Nun, — Fridolin mußte ja bald kommen! Er mußte mich vermissen, mußte nach mir suchen, mußte mich finden. Wer indessen nicht kam, war Fridolin. Ich wartete eine halbe Stunde, eine Stunde, — dann begann ich zu brüllen, wie ein angelegener Eber, ich rüttelte an der eisenbeschlagenen Thür meines Gefängnisses: es half mir Alles nichts. Vor der Hand überzog noch die Komik der Situation in mir, allmählig stellte sich doch eine Art heller Verzweiflung ein. Es war wirklich zu dumm, hier in diesem Kellerloche sitzen zu müssen! Ich ließ die Uhr repetiren, — wahrhaftig, jetzt befand ich mich schon drei Stunden in meinem Arrestlocal. Was nur dem dummen Burschen einfiel, — wo der Schlingel sich herumtrieb?

Mitternacht, — noch immer kein Fridolin! Vier Uhr Morgens, — noch immer kein Erlöser! Die Sache wurde wahrhaftig ungemüthlich, — um so ungemüthlicher, als sich allmählig bei mir ein menschliches Nühren einstellte, ich empfand wirklichen, veritablen Hunger und Durst! Dem letzteren war ja leicht abgeholfen, aber die Ausfichten auf Sättigung schienen trübe.

Halt! Ein rettender Gedanke. Gestern waren zwei Kisten aus Lübeck angekommen und von mir selbst in den Keller dirigirt worden, um hier die Rückkehr unseres hanjeatistischen Kameraden von den Vorposten abzuwarten. Roth bricht Eisen und kennt kein Gebot, — selbst nicht das Gebot, fremdes Eigenthum unberührt zu lassen. Gedanke und Ausführung waren eins: ich tastete mich zu den Kisten, machte mich mit Hülfe meines starken Taschenmessers an das Öffnen derselben und leuchtete mit meinen letzten beiden Streichhölzern den Inhalt ab. Kaffee, — weg damit! Thee, — schrecklicher Gedanke! Wollene Strümpfe, — ungenießbar! Und da erlosch auch bereits das letzte Streichholz, gerade als ich aus einigen Untertheilsleibern ein schweres Stück herauswickelte, — ein Brod! Wahrhaftig, es war ein Brod! Ich fühlte es deutlich an der Rundung, selbst die üblichen beiden Einkerbungen auf der Oberfläche, die ich liebevoll betastete, waren vorhanden. Welch ein sonderbarer, aber welcher ein reizender Gedanke von dem guten, alten Herrn, seinem Sohne zum Weihnachtsfeste ein heimathliches Brod zu senden!

Mit vor Erregung zitternder Hand säbelte ich mir, — immer im Dunkeln, — ein Stück ab. Es schnitt sich weich, merkwürdig weich und krümelte ein wenig zwischen den Fingern...

Sie ahnen wohl bereits, was ich da gefunden hatte? Ein tüchtiges Lübecker Marzipanbrod war es, — ein köstlicher Leckerbissen, aber ein schreckliches Gericht für einen ausgehungerten Neutenantsmagen! Und doch habe ich fast 24 Stunden von ihm gelebt und ihn mit entsehligen Quantitäten Rothpohn hinuntergeschluckt, bis es endlich über mir lebendig wurde und auf mein verzweifeltetes Nusen eine mildernde Seele, — mein Premier, — erschien, mich aus dem Kerker zu befreien.

Die ganze Sache war einfach genug zugegangen. Fridolin hatte mich am Abend allerdings vermisst, aber geglaubt, ich sei zu irgend einem Kameraden in dessen Quartier gegangen. Als ich um Mitternacht nicht heimkam, war er unruhig geworden, hatte mich vergebens im Garten, im ganzen Cantonnement gesucht, — an den Keller aber natürlich nicht gedacht. Er war dann voller Angst nach Montmorency, unserem Vorpostenort, gelaufen; man hatte ihn dort zuerst arg ausgelacht, um schließlich doch auch besorgt zu werden. Es spukten allerlei Gerüchte von Francireurs im nahen Walde von Montmagne... sollten die Hallunken die Frechheit so weit getrieben haben, einen Offizier im Cantonnement aufzuheben? Nach langem Rathschlagen war unser Premier mit einem Halbzuge auf die Suche geschickt worden; auch er hatte die ganze Umgebung des Dorfes durchstöbert, bis er endlich auf den vernünftigen

Gedanken kam, doch noch einmal im Hause gründlich Umschau zu halten, — und mich fand!

Der Erfolg des kleinen Abenteurers für mich war heilloser Spott, ein furchterlich verdorbener Magen, — und ein unüberwindlicher Abscheu vor Marzipan. Man wird gewiß im Stande sein, mir den letzteren nachzufühlen.

Zwanzig Jahre hindurch glaubte ich kein Stückchen Marzipan über die Lippen bringen zu können, bis ich neulich in der alten Travestadt fand, daß die süße Speise doch eine ganz außerordentliche Delicatesse sei, so man sie nämlich nicht gerade als Brod verzehrt.

Ich fand in Lübeck neulich aber noch mehr: ich fand, daß die Bereitung des Marzipans eine äußerst interessante Sache ist, — freilich muß man dazu einen so geschickten und erfahrenen Berather zur Seite haben, wie er mir dort in dem lebenswürdigen Director der Lübecker Conserverfabrik, vormals Carlstens, die z. Z. wohl weitaus den besten unter den zahlreichen Lübecker Marzipan-Geschäften liefert, wurde. Können Sie sich vorstellen, was etwa fünfundzwanzig Tausend Pfund Marzipan bedeuten? Nun wohl, — etwa diese Quantität wandert alljährlich um die Weihnachtszeit aus den umfangreichen Herstellungsräumen des großartigen Etablissements, welches in wenig Jahren das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens feiern kann, nach allen Richtungen der Windrose in die Welt hinaus.

Marzipan, — *Marei panis*, des heiligen Markus Brod, — besteht, — ich brauche es unseren Leserinnen kaum in's Gedächtniß zurückzurufen, — aus Mandeln und Zucker. Woher der Name kommt und wie gerade Lübeck und Königsberg zu den Hauptzubereitungsstätten des Marzipans geworden sind, habe ich trotz mannigfacher Vermuthungen an der Trave nicht ermitteln können. Am wahrscheinlichsten ist es, daß das Geheimniß der Zubereitung bei der großen Invasion Deutschlands durch italienische Zuderbäder im vorigen Jahrhundert aus Venedig, der Markusstadt, nach Norddeutschland verpflanzt wurde. Dabei trennten sich voraussichtlich sehr bald die beiden großen Hauptrichtungen der Marzipankünstler: die Einen, die das Markusbrod mit einem Zusatz von Rosenwasser im Ofen backen und die fertigen Erzeugnisse mit Vorliebe durch candirte Früchte decorirten, schlugen in Königsberg ihr Hauptquartier auf, während in Lübeck hauptsächlich der weniger süße, nicht gebadene Marzipan bereitet wurde. Obwohl heute an der Trave auch Königsberger Marzipan fabricirt wird und umgekehrt, ist das doch die Ausnahme; im Großen und Ganzen gelten dieselben Unterschiede, wie ehemals, auch heute noch.

Unsere verehrten Hausfrauen, die sich ab und zu wohl auch mit der Marzipanbäckerei versuchen, würden bei dem Durchwandern einer Marzipanfabrik einigermaßen erstaunen: die Erzeugung der Masse im Großen weicht denn doch recht wesentlich von der Herstellung im Kleinen ab.

In gewaltigen Quantitäten werden die Mandeln zunächst in großen Kesseln abgerührt und dann auf mechanischem Wege, indem sie einige gummielackirte Walzenpaare passiren, erschält. Nicht alle Mandeln aber geben ein gleich gutes Marzipan; es muß daher schon jetzt eine sorgfältige Sondernung der besten von den nicht ganz tadellosen Mandeln eintreten, — eine Sondernung, aus welcher sich später ein bedeutender Qualitäts-Unterschied der beiden in den Handel gelangenden Marzipanforten ergibt. Meister Dettmann, unser vortrefflicher Zeichner, hat uns mit geschicktem Stift ein Bildchen aus dem Sortirungsraum festgehalten, — die hier beschäftigten, prächtigen alten Frauen, die in langjähriger Uebung zu Mandelkemerinnen ersten Ranges geworden sind, würden für den Fingel eines Liebermann oder Skarbina die trefflichsten Modelle abgeben. Im Vertrauen gesagt: die Schnelligkeit ihrer Hände wird nur noch von der Beweglichkeit ihrer Zungen übertroffen.

Nachdem die Mandeln sortirt sind, wird ihnen etwas Zucker beigemischt, sie wandern in die Quetschmaschine, in der sie grob zerleinert werden, und gelangen aus dieser zwischen Granitwalzen, die sie völlig zerreiben. Dann erst kommt die Masse in die Küche, in der sie im Dampfbade in kurzer Zeit abgeröstet, „gar gemacht“ wird.

Solche Küche in einer Conserverfabrik ist an sich ein sehenswerthes Ding. Es hat zwar mit dem Marzipan nichts zu thun, aber ich muß an dieser Stelle doch des, im besten Sinne erfreulichen Bildes gedenken, das ich hier empfing: der gewaltigen, langgestreckten Tische, auf denen ganze Scharen der allgemein beliebten Kapitolsvögel säuberlichst gerupft ihrer Bestimmung, in conservirten Gänsebraten und in Gänseleber-Pastete umgewandelt zu werden, entgegensehen, der langen Reihen von Haken und Gerten, der mächtigen Schüsseln mit appetitlichen Würsten und Würstchen. Vor all den Herrlichkeiten die stattliche Frau Oberköchin mit ihrem Stabe dienstbarer Geister, im Hintergrunde die großen kupfernen Kochmaschinen, — und über dem Allen ein Hauch von Sauberkeit, mit dem unsere besten Privatküchen wirklich kaum weiterfern können.

Die Marzipanmasse wird also unter fleißigem Umrühren gar gemacht und gelangt dann, nachdem ihr eine zweite, stärkere Quantität Zucker zugelegt ist, in die funtreich konstruirte Rühr- und Knetmaschine. Das Maß des Zuderzugeses ist neben der sorgfältigen Auswahl der Mandeln vielleicht das wichtigste Geheimniß der Fabrication; indessen spricht doch gerade auch die äußerst mühe Rührung der ganzen Masse, das exacte Durchkneten derselben, wesentlich mit, und gerade diese Operation kann mit der Hand niemals in gleicher Vollkommenheit ausgeführt werden, wie durch die mit Dampfkraft getriebene Maschine, welche alle Bestandtheile völlig durch einander wirbelt. Selbst der Conditior vermag daher mit einem auf die Fabrication im großen Maßstab eingerichteten Etablissement nicht zu concurriren, und es war mir neu und interessant, daß die Herren Zuderbäder in der That auf die Herstellung der Masse selbst vielfach ganz verzichten. Sie beziehen dieselbe vielmehr im ganzen Kisten aus der Fabrik, die zu diesem Zwecke schon im October mit der Marzipan-Vereinigung beginnt, und widmen ihre Kunst lediglich der Formgebung.

Zunehmen ist es jedoch nur ein Bruchtheil des bei Carlstens erzeugten Marzipans, welcher ungeformt die Fabrik verläßt. Der größere Theil erhält hier auch seine völlige Vollendung, indem er aus den metallbeschlagenen großen Aufbewahrungskisten in der Formerei und Malerei kurz vor Weihnachten eine fröhliche Auferstehung feiert.

Ich kannte zwar das Marzipan in allerlei Gestalt, von jenem köstlichen Brodlein, mit dem ich einst im Cantonnement Grosloy vor Paris unfreiwillige Freundschaft angeknüpft hatte, bis zu den kunstvollsten Prachtgebäuden, mit denen unsere ersten Berliner Confitüre Gern ihre Auslagen schmücken. Von der Mannigfaltigkeit von Formen, die ich indessen bei Carlstens im Laufe einer knappen halben Stunde sah, hatte ich mir doch keine Vorstellung gemacht; — diese Hunderte verschiedener Tortenformen in allen nur denkbaren Größen und Stücken zu

allen nur möglichen Preisen, dieses bunte Durcheinander von Früchten und Blumen, von Fischen und Bierfäßlern, von Pantösflecken, Kartösflecken und Semmelfchen, von Atropen und von — ich weiß nicht mehr, was für Dingen noch — hat etwas geradezu Sinnverwirrendes: es war ein kleines Tohuwaboju, aus dem ich mich möglichst schnell an die Seite unseres Zeichners flüchtete, der sich mit dem Ober-Conditior in voller Amtsthätigkeit angefreundet hatte. Die beiden Herren konnten sich freilich als Collegen begrüßen, denn auch der Lübecker Meister malte gerade einige „Fruchtsüße“ und seine Stillleben waren (der Wahrheit die Ehre, Herr Dettmann!) von einer Süßigkeit im Ton, deren Wirkung wir uns Weide nicht entziehen konnten. Uebrigens selbstverständlich: „giftfreie Farben!“ wie er uns wiederholt versicherte, und wie wir an uns persönlich erprobten.

An die umfangreichen Räume der Formerei schließen sich in der Carlstens'schen Fabrik die Säle für die Herstellung der Cartonagen und für die Verpackung an. Da die Fabrik auch unmittelbar oder durch Vermittelung ihrer Berliner Filiale, sowie ihres Lübecker Detail-Geschäftes an Private verendet, so kommen um die Weihnachtszeit täglich Hunderte von Packeten zur Abfertigung, und die Arbeiter in der Ristenmacherei, der Buchbinderei, der Abtheilung zur Herstellung von Medaillen und Medaillisten haben alle Hände voll zu thun, um den Anforderungen der schönen Festtage zu genügen. Aber man blickt überall nur in fröhliche, heitere Gesichter, — vielleicht empfinden die Leute es instinctiv, daß auch sie für ihr Theil dazu beitragen, Freude und Frohsinn dort zu verbreiten, wo wir ihn nimmer entbehren mögen: unter unserem Lieben, lichterglänzenden Weihnachtsbaum.

Nachdruck verboten.

Mozart und die Frauen.

Eine Erinnerung an den 5. December 1791.

Von F. Benefeld.



Die Frauen flechten bekantlich himmlische Rosen in unser irdisches Leben, und es waren der Rosen gar viele, die unserem unvergesslichen Mozart in sein leider allzukurzes Dasein hineingeflochten wurden. Sie warfen oft und hell ihren himmlischen Widerschein auf die Thaten seines Geistes, zu denen wir heute, an seinem 100-jährigen Todestage, in andachtsvoller Bewunderung aufblicken.

Viele, die der Muse Auf empfingen, sind inzwischen dahingegangen zum ewigen Schweigen, aber kaum Einem ist mit so verichwenderischer Hülle das Göttergeschick genialer Gaben in die Wiege gelegt worden als Wolfgang Mozart. In Allem, dem er sich zuwandte, hätte er sicher Großes geleistet. Er wäre ebensogut ein großer Maler, ein bedeutender Schriftsteller geworden, er hätte vielleicht in der Politik eine Rolle spielen können, wenn es nach damaliger Sitte für ihn angängig gewesen wäre, aber er sah ein, daß der Mensch nur Eines voll und ganz erfassen soll, und so wurde er Musiker und ein „König in dem Reich der Töne“. Das, was man Leben nennt, begann für Wolfgang Mozart weit früher, als bei anderen Sterblichen. Jedermann weiß, daß er schon als siebenjähriger Knabe an die Öffentlichkeit trat und Staunen und Bewunderung erregte. Zunächst allerdings war dies das Resultat der vortrefflichen Erziehung seines Vaters, aber auch die Mutter darf dabei nicht außer Betracht gelassen werden. Anna Maria Bertin (oder Bertini) war eine Pflanztochter des Stiftes von St. Gilgen, wo Leopold Mozart sie kennen lernte und im Jahre 1747 heirathete. Beide galten nach damaligen Berichten als das schönste Ehepaar in Salzburg. Eine Bleistift-Zeichnung im Salzburger Mozartemuseum, Leopold darstellend, bestätigt das einigermaßen, während ein gleichfalls dort befindliches Oelgemälde die Mutter in etwas üppiger, kräftiger Statur mit regelmäßigen, wohlgeformten Zügen erscheinen läßt. Wolfgang soll dem Vater ähnlich gewesen sein, allein in den vorhandenen Portraits läßt sich nicht viel davon entdecken. Anna Maria wird als eine gutmüthige, geistig einfache Frau und liebevolle Mutter geschildert, von ihr also hat der Sohn wohl wenig Einfluß erfahren; aber ein Erbtheil hat er doch von ihr erhalten, das ist jene Empfänglichkeit für launigen Scherz, der sich gelegentlich bis in's derb Komische versteigt und in seiner herzigen Natürlichkeit so unmittelbar wirkt. Anna Maria war nämlich eine echte Salzburgerin, und wer eine solche kennt, wird um so besser verstehen, wie ich das meine. Figaro, Leporello, Osmin, Papageno, sie Alle sind aus dem Schape des mütterlichen Erbes ausgerüstet worden. Den ersten entscheidenden Einfluß auf den kleinen Wolfgang übte seine um zwei Jahre ältere Schwester Anna, „das Kannerl“, aus. Ihre auffallende musikalische Begabung veranlaßte den Vater, frühzeitig den Klavierunterricht mit ihr zu beginnen. Da war es aber um die kindliche Ruhe des kleinen Bruders geschehen. Wo er nur konnte, schlich er an's Instrument und suchte sich die Töne zusammen, um nach dem Gedächtniß zu spielen. Dadurch wurde der Vater auf das schier unbegreifliche Talent des Knaben aufmerksam, so daß er schon im vierten Lebensjahre ihn in der Musik zu unterrichten begann. Anna Mozart hat somit, wenn auch unbewußt, den ersten Anstoß zur Entwidlung des großen Tonichters gegeben. Ein Buch, in welches der Vater die frühesten kindlichen Phantasien Wolfgangs aufzeichnete, hat sie bis zu ihrem Tode zu Salzburg im Jahre 1829 als theures Kleinod aufbewahrt. Leider weiß kein Mensch, wohin es dann gekommen.

Die ungeheuren Erfolge, welche die Mozart'schen Kinder, in erster Reihe der kleine Wolfgang, errangen, sind ja allgemein bekant. Daß ihm als siebenjährigem Wunderkinde die Kunst der Frauen von allen Seiten lächelte, ist sehr begreiflich. In der kaiserlichen Familie in Wien wurde damals die Musik gehegt und gepflegt. Karl VI. war ein theoretisch und praktisch gebildeter Musiker, der nach damaliger Art auf dem Klavocimbel einen regelrechten Generalbass zu leisten wußte. Er hatte auch die Erzherzoginnen sorgfältig unterrichten lassen. Die Kaiserin Maria Theresia sowie ihr Gemahl Franz I. waren ebenfalls musikalisch. Kein Wunder also, wenn der kleine Wolfgang der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Aufmerksamkeit des musikalischen Hofes wurde. Sein Verkehr mit den fürstlichen Damen gestaltete sich denn auch ganz exceptionell, zumal wenn man die damalige, in Puder und Keitrod einherstehende, Schranke neben Schranke thürmende Etiquette in Betracht zieht. Mit der größten Harmlosigkeit iprang Wolfgang der Kaiserin auf den Schoß und küßte sie nach Herzenslust ab. Er fühlte sich ganz zu Hause und zur Familie gehörig, so daß er keinen Anstand nahm, der Erzherzogin Marie Antoinette einen förmlichen Hei-

rathsantrag zu machen, und zwar aus Dankbarkeit, wie er allen Ernstes der Kaiserin versicherte, weil Marie Antoinette ihn aufgehoben habe, als er auf dem glatten Varietè ausge- rückt und hingefallen sei. „Sie ist brav“, meinte er, „ihre Schwester dagegen hat mich ruhig liegen lassen.“

Ran antwortete sich weidlich bei Hofe über diesen Vorfall, und die Kaiserin schenkte dem interessanten Knaben einen lilafarbenen Anzug mit breiten Goldborten, auf welchen der kleine Virtuose sehr stolz gewesen ist.

Auch auf den bald nachher durch die Wiener Erfolge angeregten Kunststreifen im Jahre 1773 hat sich Wolfgang Mozart vieler Frauengunst zu erfreuen gehabt. In Wien hörte ihn die Prinzessin Amalie, die Schwester Friedrichs des Großen, die sich gerade dort zur Kur aufhielt. Die hohe Dame ist wegen ihrer warmen Liebe zur Kunst, die sie auch selber ausübte, bekannt. Sie suchte Alles aufzubringen, und wer weiß, wie sich die ferneren Lebensschicksale und die künstlerische Entwicklung Wolfgangs gestaltet hätten, wenn der große König ihn kennen gelernt hätte. An dem praktischen Sinne des Vaters Leopold scheiterte indes der Plan. Er schreibt darüber: „Sie hat kein Geld; wenn die Kräfte, die sie meinen Kindern, zumal dem Meister Wolfgang, gegeben hat, so sind'ss wären, so hätten wir froh sein können; aber weder der Wirth noch die Postmeister lassen sich mit Krüssen abfertigen.“ Anstatt nach Berlin, reiste die Familie Mozart nach Paris, und hier wiederholten sich alle die Erfolge und zärtlichen Aufmerksamkeiten der Damen der königlichen Familie. Die Pompadour aber erregte des kleinen Mozart Unwillen, weil sie seine Kräfte abwehrte. „Wer ist denn Die da, daß sie mich nicht küssen will. Hat mich doch die Kaiserin geküßt“, meinte er.

In diese Zeit, April 1774, fällt nun auch die allererste Veröffentlichung von Compositionen Wolfgangs Mozart's. Es waren das vier Sonaten für Klavier und Violine, und es mag an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß die ersten zwei derselben einer Frau, und zwar der Prinzessin Victoire, der zweiten Tochter König Ludwigs XV. von Frankreich gewidmet sind. Wir finden dieselben in den Oeuvres complètes Cah. XII, 3. und 4. Titel und Dedication lauten:

Il Sonates pour le clavecin qui peuvent se jouer avec l'accompagnement du violon, dédiées à Mme. Victoire de France, par J. G. Wolfgang Mozart de Salzbourg, âgé de sept ans. Oeuvre premier.

Das anliegende Widmungsschreiben ist unterzeichnet: Votre très-humble, très-obéissant et très-petit serviteur J. G. Wolfgang Mozart.

Die Signatur J. G. vor dem Namen Wolfgang mag manche meiner lebenswürdigen Leserinnen befremden. Zur Erklärung diene, daß unser Tonidioter selbst sich in späteren Jahren Wolfgang Amade nannte. In einem Auszuge des Salzburger Kirchenbuches, sowie in einem Original-Zeugnisse des Dompfarrers Schlitter,*) werden Mozart's Taufnamen folgendermaßen angeführt: „Joannes, Chrysostomus, Wolfgangus, Theophilus.“ Wie nun Mozart dazu kam, sich andere Vornamen beizulegen, ist nicht aufzuklären. Wahrscheinlich gefielen ihm die Taufnamen nicht.

Auch die folgenden zwei Sonaten sind einer Dame dedicirt, der Gräfin de Tessé, der Ehrenbame der Dauphine. Leopold Mozart ließ die Sonaten stehen; weil er sie „gut“ fand. Ein Andante war seiner Meinung nach von „ganz besonderem goüt.“ Als man ihn auf einige Quinten aufmerksam machte, welche der kleine Tonidioter in der Violinstimme gemacht habe, meinte er: „die können als Beweis gelten, daß der Wolfgang der die Sonaten selbst gemacht hat, welches wie billig nicht jeder glauben wird, obwohl es doch so ist.“

Ein einziges Mal nur ist Mozart nach seinem ersten Wiener Aufenthalt wieder mit der Kaiserin Maria Theresia zusammen getroffen. Das geschah sechs Jahre später, am 7. December 1768, als er bei der Einweihung der neuen Baienhauskirche auf dem Rennweg, in Gegenwart der Kaiserin, ein von ihm componirtes Hochamt unter seiner persönlichen Leitung zur Aufführung brachte.

Diese Messe nebst dem Offertorium und einem Trompeten-Concert überzeugten, wie Leopold Mozart schreibt, den Hof und das Publicum, daß Wolfgang mit Ehren versehen könne, und Maria Theresia hat ihren Mozart seit der Zeit tren im Gedächtnisse behalten. Als im October 1771 die Vermählung des Erzherzogs Ferdinand mit der Erbprinzessin Beatrix von Modena stattgefunden sollte, ertheilte ihm die Kaiserin den Auftrag, zu dieser Festlichkeit ein passendes Musikstück zu componiren. Er schrieb die dramatische Serenade „Mociano in Alba“, die großen Beifall und mehrfach: Wiederholungen erlebte, trotzdem die damalige Etikette gebot, solche Fest-Serenaden nur einmal am bestimmten Tage aufzuführen. Dem jungen Tonidioter überlieferte Maria Theresia dafür eine kostbare, mit Brillanten besetzte Uhr, und Erzherzog Ferdinand schrieb an die Kaiserin, er wünsche sehr, den jungen Mozart in seine Dienste zu nehmen. Das war aber gegen Maria Theresia's präcisierten Sinn. Bei aller Hochschätzung Mozart's, sie hatte ihn ja selbst empfohlen und mit der Festmusik beauftragt, — konnte sie nicht umhin, dem Erzherzoge zu antworten, sie wisse nicht, in welcher Eigenschaft er den „jeune Salzburger“ eigentlich anstellen wolle und sie glaube nicht, daß ihr Sohn eines Compositeurs und überhaupt überflüssiger Leute (gens inutiles) bedürfe. Wenn es ihm jedoch Vergnügen mache, so wolle sie ihn nicht daran hindern.***) Unbedingte Schwärmerin für Mozart's Kunst ist übrigens die Kaiserin nie gewesen, obwohl Haffe, also ein Deutscher, ihr Lehrer war, den sie bis an sein Lebensende schätzte und verehrte. Auch der seinerzeit als Kirchen-Componist tonangebende Reutter, derselbe, der Haydn nach Wien brachte und ihn dort später so schlecht behandelte, stand bei ihr in hohen Ehren. Glück, Haydn, sowie Salieri, den sie zu den Deutschen zählte, rangen ihr Bewunderung ab; aber sie meint doch, daß ihr in der Opernmusik der kleinste Italiener lieber sei als alle Deutschen. Sie war eben in der weltbeherrschenden italienischen Tradition aufgewachsen und alt geworden. Mozart aber, der meist italienisch schrieb und so ganz durch und durch deutsch dachte, berührte sie fremdartig. Jene mit Erfolg besonders von Hiller und Haydn unternommenen Versuche, deutsche Singspiele zu schreiben, zu denen damals auch Mozart's „Bastien und Bastienne“ hinzutrat, mit ihrer liedartigen Melodiebildung, die des Coloraturen- und Fiorituren-Auspuges entbehrt, gehörten in eine neue Zeit-epoche, in die Maria Theresia sich nicht mehr hineinzufinden vermochte.

Daß auch Mozart mit der Zeit in seinem Verkehr mit Frauen bestimmend in deren Schicksal eingreifen mußte, kann

nicht Wunder nehmen. Nanette Streicher, die spätere treffliche Klavierpielerin und treue Freundin Beethoven's, traf in Augsburg, — sie war die Tochter des dortigen Klavier-Fabrikanten Stein, — als achtjähriges Mädchen mit Mozart zusammen. Man präferirte sie ihm als ein Wunderkind. Mozart's Kritik lautete aber sehr abfällig: „Wer sie spielen sieht und hört und nicht lachen muß, der muß ein Stein wie ihr Vater sein.“ schrieb er an Leopold Mozart. Die vielgenannte, hochgeschätzte Nanette Streicher ist doch eine vorzügliche Klavierpielerin geworden. Mozart sprach sich offen und ehrlich über die verkehrte musikalische Erziehung der Tochter aus, und es darf wohl ihm angerechnet werden, wenn das Talent Nanettes in die rechte Bahn gelenkt wurde.

In Augsburg war Mozart bei einem Bruder seines Vaters, Franz Aloys, einem biedereren Buchbindermeister, abgestiegen. Zwischen ihm und seiner munteren Cousine Marianne knüpfte sich hier ein inniges Verhältniß an, welches indes sicher sehr kindlicher und harmloser Natur gewesen ist. Wolfgang schreibt ganz entzückt über sie an seinen Vater: „Unser Bäsle ist schön, vernünftig, lieb, geschickt und lustig. Wir zwei taugen so recht zusammen, denn sie ist auch ein bißchen schlümm; wir foppen die Leute mit einander,“ und weiter „Gestern hat sie sich mir zu Liebe französisch angezogen.“ Er schenkte ihr sein Portrait; sie mußte versprechen, sich für ihn zeichnen zu lassen, und seinen Vater bat er, ihr etwas von den vielen Bijouieren zu senden, die er auf seinen früheren Reisen zum Geschenk erhalten hatte. Schließlich gab es einen sehr traurigen Abschied. Vater Mozart, der, wie wir später sehen werden, in solchen Dingen keinen Spaß verstand, nahm diesmal die Sache von der heiteren Seite. Er verfertigte zum nächsten „Polzenschießen“ eine Scheibe, auf der beim Centrumichuß zwei, in Thronen zersiehende Figuren erschienen, den Wolfgang und das Bäsle darstellend, und darüber stand geschrieben:

Adieu, mein Junger Vaas — Adieu mein lieber Vetter, Ich wünsch' zur Reife Glück, Gesundheit, gutes Wetter, Wir haben vierzehn Tag recht fröhlich hingebacht, Das ist's, was beiderseits den Abschied traurig macht. Verhabtes Schicksal! ach! ich sah sie kaum erscheinen, So sind sie wieder weg! Wer sollte da nicht weinen?

Eine Reihe von Briefen Mozart's an das Bäsle ist auf uns überkommen, die alle in jenem ausgelassenen Tone geschrieben sind, den er näher befreundeten Personen gegenüber anschlug. Erster soll das Bäsle die Sache genommen haben. Von ihren ferneren Lebensschicksalen ist nur bekannt, daß sie unvermählt blieb und im hohen Alter im Jahre 1841 in Bayreuth starb. Sie soll später mitunter von getäuschten Hoffnungen gesprochen haben. Aber auch bei Wolfgang Mozart wurde aus dem täubelnden Scherz mit lebenswürdigen Frauen heiliger Ernst. In Mannheim lernte er Aloisia Weber kennen und — lieben, wie nur ein Mozart lieben konnte. Er unterrichtete sie im Gesange und bald war ein inniger Herzensbund geschlossen. Pläne über Pläne wurden gezeichnet, um Wolfgang eine gesicherte Stellung zu schaffen und die Vereinigung mit Aloisia zu ermöglichen, aber alle Hoffnungen erwiesen sich als Luftschlöffer. Mozart mußte sich von der Geliebten trennen. Seine Briefe aus jener Zeit möchte ich meinen Leserinnen gar gern vortragen an dieser Stelle, wenn es der leidige Raum gestatten würde, so aber bin ich zu der Bitte gezwungen, bei Ludwig Nohl nachlesen zu wollen. Sie werden einen tiefen Einblick in ein reines Menschenherz thun, in dem die künstlerische Begeisterung mit dem menschlich edlen und warmen Empfinden des Liebenden sich in wunderbarer Harmonie einigt. Dem Vater gegenüber hat sich Wolfgang freilich nicht ausgesprochen, und jener war klug genug, was er wußte, für sich zu behalten. Den practischen und ersten Hinweis Leopold's auf die Unmöglichkeit, in Mannheim eine Existenz zu finden, mußte sich der Sohn fügen, weil er einah, daß Ersterer nur zu wahr sprach. Dem „Fort nach Paris“ des Vaters gab er endlich Folge. Diesmal malte der alte Mozart aber keine scherzhaften Bilder auf den Abschied.

Wir wissen, daß Mozart's Aufenthalt in Paris vom März 1778 bis zum Januar 1779 reich an künstlerischen, aber recht gering an materiellen Erfolgen war, sodas er sich entschließen mußte, heimzukehren in das Dienstloch des Erzbischofs von Salzburg. Zugleich traf ihn in Paris die erste herbe Schicksalsprüfung. Die Mutter, welche ihn auf der Reise begleitet hatte, erkrankte und starb nach wenigen Leidensagen. Trost und Stütze fand er in seiner Kunst und in seiner Liebe zu Aloisia. Dank der sorgfältigen Lehren Mozart's, war inzwischen aus ihr eine tüchtige Sängerin geworden. Die Familie Weber war nach München übergesiedelt. Kaum konnte Wolfgang den Augenblick des Wiedersehens erwarten. Er schmiedete Pläne auf Pläne, um sich eine Existenz dort oder in Mannheim zu schaffen. Das „Bäsle“ lud er ein, nach München zur Zeit seiner dortigen Anwesenheit zu kommen, — sie sollte eine „große Rolle“ bei der Sache spielen. In seiner Harmlosigkeit war ihm der Herzenszustand des „Bäsle“ durchaus unbelannt, sonst hätte er ihr die „große Rolle“, die sie als dame d'honneur bei den gelegentlichen Ausflügen des liebenden Paares spielen sollte, sicher nicht zugemuthet. Es kam indes Alles anders. Aloisia hatte Freunde und Gönner gefunden. Sie dachte nicht mehr an Wolfgang. Das erste Zusammentreffen endete damit, daß Mozart sich an's Klavier setzte und sang: „Ich laß das Mädel gern, das mich nicht will.“ Er ging und hat lange mit der Bitterkeit der Enttäuschung gerungen. Aloisia, geküßt auf ihre Protectionen, wurde bei der L. L. Hofoper in Wien engagirt, — man sieht, es ging damals bei dem Theater ganz ähnlich zu wie heutigen Tages, — und heirathete später den Schauspieler Lang. Der Vater Weber war inzwischen gestorben, und die Mutter ging mit den Töchtern nach Wien. Hier führte das Schicksal Mozart abermals mit den „Weberischen“ zusammen, als er sich mit dem Erzbischof überworfen hatte und ein Obdach suchte, welches ihm im Hause der Frau Weber zu Theil wurde. Mit Aloisia traf er indes nicht zusammen, da das Ehepaar Lang mit der Familie auf gespanntem Fuße stand. Daß sich nun Mozart's Herz der zweiten Tochter Weber's, der vielgenannten Constanze zuwendete, und die nach manchen Hindernissen seine Gattin wurde, wissen meine verehrten Leserinnen längst. Ich brauche mich daher nur zu bemühen, aus dem zu allerlei Legenden Gewordenen das zu erzählen, was thatsächlich geschah und in das Leben und Sein Wolfgang Mozart's gestaltend eingriff. Mozart selbst schildert seinem Vater, als er ihn um seine Einwilligung zu der Verbindung mit Constanze bittet, die Familie Weber also: „Die Älteste ist eine faule, grobe, falsche Person, die es dick hinter den Ohren hat; die Vangin (Aloisia) ist eine falsche, schlechtbedenkende Person, eine Koflette. Bei der war ich ein Narr. Die Jüngste ist noch zu jung, um etwas zu sein. Sie ist ein gutes, leichtfertiges Geschöpf, Gott bewahre sie! . . . Constanze nennt er „eine Marterin“ unter diesen

Allen; auch die Frau Weber erhält das Zeugniß einer „dummen Frau“. Seine auserwählte Constanze schildert Mozart folgendermaßen: „Sie ist nicht häßlich. Ihre ganze Schönheit besteht in zwei kleinen schwarzen Augen und in einem schönen Wachs- thum. Sie hat keinen Witz, aber gesunden Menschenverstand genug, um ihre Pflichten als Frau und Mutter erfüllen zu können.“ Schwer hat Mozart gekämpft und gemüht, bevor er seine Constanze heinführen konnte. Neben der Schwierigkeit eine sichere Existenz zu finden, war es vor Allem der Widerspruch des Vaters, der ihm viel zu schaffen machte. Der Vormund der noch minderjährigen Constanze ließ sich durch ein schriftliches Cherversprechen, bei dem im Falle eines Rücktritts Mozart's 300 Gulden zu zahlen waren, beschwichtigen, Constanze aber hat dies Actenstück sofort zerrissen, als man es ihr übergab, und dadurch ihren Wolfgang um so fester an sich gefesselt. In der Noth seines Herzens ist in dieser Zeit des Mangels und Mangens Anna Mozart die treue Erörtrerin ihres Bruders gewesen. Während geistlicher Färdlichkeit hat Beide bis über das Grab hinaus verbunden. Sicher ist es dem Einflusse des „Nannerl“ nicht zum wenigsten zuzuschreiben, daß der gestrenge Herr Vater endlich einwilligte. Anna fährt dem Vater nach der Mutter Tode die Wirthschaft und gab Unterricht im Klavierpiel, trat auch mit vielem Erfolge öffentlich auf. Mozart gab sein Verlangen sehr viel auf das Urtheil der Schwester; alle seine Klavier-Compositionen sandte er ihr zuerst. Die herzinnige Vertraulichkeit, die beide Geschwister verband, bewog auch Anna, dem Bruder ihre Herzens-Angelegenheiten getreulich mitzutheilen. Es ist in den gegenseitigen Briefen viel von einem Herrn d'Yppold die Rede, und Wolfgang ist unermüdlich, der Schwester Vorschläge zu unterbreiten, dem „Freunde“ in Wien eine Existenz zu schaffen, damit Beide sich eine Häuslichkeit gründen können. Es ist nichts daraus geworden. Anna heirathete 1784 einen Reichsfreiherrn Bechtold von Sonnenburg, einen Witwer mit mehreren Kindern. Wie weit hier Verstand oder innere Neigung im Spiele war, müssen wir dahingestellt sein lassen. Sie soll ganz zufrieden mit dem Gatten gelebt haben und starb als Witwe, wie bereits erwähnt, in hohem Alter 1829 in Salzburg.

Den romantischen Schleier, den die Sage über die Vereinigung Mozart's mit seiner Constanze ausbreitet, wollen wir aber doch am heutigen ersten Gedenktage herabziehen. Er hat die Geliebte nicht heimlich entführt. Constanze hatte in- folge von Zerwürfissen das Haus der Mutter verlassen und war von der Baronin Waldstätten, der treuen Bekehrerin Mozart's und der Beschützerin seines Liebesbundes, in deren Haus aufgenommen. Der geradezu fabelhafte Erfolg der Oper „Die Entführung aus dem Serail“ hatte wohl bei Leopold Mozart endlich den Ausschlag gegeben, und seine Einwilligung traf Anfang August 1782 ein, allerdings zwei Tage nach der Trauung. „Ich wußte, daß ich, ohne mein Gewissen zu ver- legen, nicht anders handeln konnte,“ schreibt Wolfgang dem Vater, und deshalb legt er auch dessen Einwilligung als sicher voraus. Zugegen bei der Trauung waren die Mutter Weber und deren jüngste Tochter, Herr von Thonwart, Inspector des kaiserlichen Theaters, als Vormund, Landrath von Zetto als „Beistand“ der Braut und ein Herr Gilofski aus Salzburg, als derjenige des Bräutigams. An die Feier schloß sich ein von der Baronin Waldstätten gegebenes Mahl, welches, wie Mozart verichert, mehr „fürstlich als baronisch“ war.

Mozart hat sich in seiner Constanze nicht getäuscht. Sie ist ihm in ihrem kurzen, sorgendurchwebten Eheleben eine treue, hingebende Gattin gewesen. Als sie später die ihr in ihrer hilflosen Lage dargebotene Hand des dänischen Erstarathes Mißen annahm zum zweiten Ehebunde, hat sie dieselben mit pietät- voller Treue bei der Herstellung von Mozart's Biographie zur Seite gestanden. Höher noch muß ihr angerechnet werden, daß sie trotz ihrer Armut, nach Mozart's Tode einen Artikel „Mozart's Leben“, der bei Huber in Grätz erschien, 1794 auf- kaufte. Derselbe war auf allgemeine Klatschereien hin geschrieben und von Weibern böswilliger Weise verbreitet, um Mozart als leichtfertigen, den Genüssen des Lebens übermäßig ergebenen Menschen darzustellen. Sehr schwer ist es der ersten Forschung geworden, die Wahrheit des Gegenheils an's Licht des Tages zu ziehen. Frau Constanze hat nicht zum wenigsten dazu bei- getragen dieser Forschung die Hand zu reichen, und somit hat Frauenhand nicht nur in das Leben, sondern auch auf das Grab des großen Königs im Reich der Töne himmlisch duftende Rosen gesalbt.

Nachdruck verboten.

Der Schlaf.

Eine Plauderei von Ernst Koppel.

Ich, den unschuld'gen Schlaf; Schlaf, der des Orans verwehrt'n Gelächert entwehrt, den Tod von jedem Lebenstag, das Bad der wunden Wuth; den Balsam trauer Seelen, den zweiten Gang im Galtmaß der Natur, das nähere die Gerücht beim Heil des Lebens. Schlafweare.

Es ist etwas Wunderbares um jene Erscheinung, die wir Schlaf nennen, so alltäglich sie ist. Von jeher hat der Schlaf und sein Traband, der Traum, die Dichter angezogen und beschäftigt, wie jedes Geheimniß. Wollte man eine Blumenlese der- jenigen Dichtungen zusammenstellen, die sich mit diesem Bruder des Todes befassen, so würde ein stattlicher Band zusammenkommen.

Aber wohl jedem Denkenden ist der Schlaf ein Gegenstand wiederholter Betrachtung, denn er ist ein wichtiger Bestandtheil des Menschenlebens, ein Urelement des Daseins, das wenigstens den dritten Theil desselben in Wahn, Rebel und Vergessenheit taucht. Aber er ist auch gleichzeitig der größte Wohlthäter, der treueste Freund der Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Er ist mächtiger als selbst die Hoffnung, die den Zweifel nicht ausschließt, denn er bedeutet Vergessen und noch seine Nachwirkung ist wohlthuend. Der aus einem gesunden Schlaf Erwachende fühlt sich gestärkt und gekräftigt, wie nach einem Bade, und besonders für den nervösen Menschen ist er eine Heil- und Linderungscur wie kaum eine andere, wenn er sich ihm barmherzig nähert und ihn lind umfängt.

Die Alten verklärten ihn, wie den Tod, den sie als seinen Zwillingbruder betrachteten, durch künstlerische Auffassung zu hoher Schönheit. Sie schilderten ihn, ähnlich dem Tode, der ihnen nichts Schreckliches war, als einen im Schoße der Nacht ruhenden Knaben, nur war letzterer schwarz, ersterer dagegen weiß dargestellt. Er zeigte über einander geschlagene Füße, wie sie oft bei Schlafenden zu beobachten sind. Wenig- stens giebt Lessing in einer Anmerkung zum „Laokoon“, den

*) Otto Jahn, W. A. Mozart.
**) A. v. Arneth, Briefe Maria Theresia's an ihre Kinder.

betreffenden Worten des Pausanias diese durchaus einleuchtende Deutung, während frühere Forscher von „krummen Fäden“ geredet hatten, was gar keinen Sinn ergibt. Wie so mancher Anshauer der antiken bildenden Kunst die Poesie Homers zu Grunde lag, so auch hier; denn von diesem ist der Gedanke in der Ilias ausgedrückt, Tod und Schlaf als Zwillinge anzusehen. Auch wurden bekanntlich beide häufig mit ungestörter Fackel dargestellt. Andere Dichter schildern gleichfalls den Schlaf als einen jugendlichen Genius, wie überhaupt die harmonische Uebereinstimmung antiker Dichtung und Kunst, die festgesetzte Einheit der von der Phantasie eingegebenen Schöpfungen, einen wunderbar beruhigenden und wohlthuenden Eindruck macht, welcher nicht zum geringsten Theil den Zauber hervorruft, der von antiker Kunstschöpfung noch heute auf den, von den mannigfachen und grundverschiedenen Interessen bewegten Menschen ausströmt. Die antiken Poeten erzählen, daß der Schlaf eine der Grazien liebt, und Juno gab ihm als Lohn für einen wichtigen Dienst die Ehe. Auch dies ist ein ungemein feiner, künstlerischer Zug, denn im Allgemeinen adelt der Schlaf den Menschen, harte Jüge werden gemildert, starre Linien runden sich ab, die Glieder lösen sich und etwas vom Frieden eines launigen Daseins umschwebt den Ruhenden, eine Erquickung, die sich meist nur dem Künstlerauge in ihrem vollen Umfange enthüllt.

Man hat sich so sehr gewöhnt, den Schlaf als liebgewordenen täglichen Gefährten anzusehen, daß man seine Gegenwart kaum noch als besondere Wohlthat empfindet. Seine Unentbehrlichkeit wird in ihrer ganzen Bedeutung erst bemerkt, wenn er den Menschen scheidet. Dann überkommt den Sterblichen eine Sehnsucht nach ihm, die sich bis zur Krankhaftigkeit steigert. Für seine Wiederkehr ist der Mächtige bereit, die Fülle seiner Macht, der Reiche, Schätze zu opfern, selbst der Arme giebt willig von seiner Armut, um den sanften Genius zurückzuführen. Er ist die Gottheit des Vergessens, er löst alles Bewußtsein und Seiende im Menschenleben gleichsam aus, so lange er weilt. Die neue Zeit, welche, im Gegensatz zur Antike, die umgebende Natur zur Gottheit erhoben, hat ihm als Symbol eine Blume gegeben, den Rohn, weil dieser Säfte und Kräfte innewohnen, die den Schlaf herbeizurufen vermögen. Leider giebt es im Dasein unzählige Veranlassungen, da der Freund und Gefährte, der Schlaf, den seiner so bedürftigen Menschen, den er zeitweilig vom Slaventhum des Lebens erlöst, meidet, Krankheit, Noth, Sorge in hundertfältiger Gestalt, Schuld, Reue, Gram, Trauer und wie die Erinnerungen des Menschen geschlechts heißen mögen, scheuchen ihn fort oder er, der Sanfte, Wohlwollende schreckt vor den bleichen, grinsenden Larven zurück, die das Antlitz des Menschen nicht selten verzerren und entstellen.

Aber nicht nur die dunklen Gewalten scheuchen und bannen ihn, auch die Lichtgötter Freude, Lust, Liebe, Ruhm und andere sind ihm nicht geneigt. Sie schieben Alles, was Ruhe heißt und daher zumeist ihn, den Hohenpriester im Tempel der Ruhe. Das freudvoll klopfende Herz, die liebeerfüllte und liebebeglückte Brust erwehren sich seiner, so lange es angeht. Freilich bleibt er zuletzt dennoch Sieger, aber nicht willig wird er empfangen, denn jeden Augenblick der Freude und des Genusses möchte der Mensch auskosten in der kurzen Dauer des Daseins. Aber auch als Ueberwinder ist er mild und edel. Nicht gewaltthätig ist sein Sieg, sondern er beschleicht den Ueberwundenen sanft und allmählich, er haucht ihm Augen und Wangen an und legt eine Binde um seine Schläfe. Die äußere Welt verschwindet mehr und mehr, ein Nebel legt sich über den andern, eine Wolkenwand erhebt sich, alles Licht verdimmt sich, — es wird Nacht.

Schlaf und Dunkel stehen in geheimnißvoller Wechselwirkung. Der Schlaf ist vor Allem der Genius der Nacht; das grelle Licht des Tages verschleucht ihn fast stets, aber er ist auch das zweite Gewissen des Menschen, das eine dämonische Macht über ihn ausübt. Der Traum ist sein Diener; durch ihn kann er entzücken und peinigen, beruhigen und quälen, belohnen und strafen. Manche Schuld, die in der Tiefe der Seele schlummerte, hat er an den Tag gebracht, indem er einen Traum sandte, der mit so lebendigem Schein furchtbarer Wirklichkeit das Gewissen marterte, daß die gequälte Seele sich in Worten Luft machte.

Der Schlaf, wie er von den Alten als jugendlicher Genius gebildet wurde, liebt besonders die Jugend. Ihr nähert er sich am häufigsten, und in der ersten Lebenszeit des Menschen ist er von ihm fast unzertrennlich. Noch im Alter von fünf bis sechs Jahren umfängt der Schlaf neun oder zehn Stunden täglich den jungen Erdenbürger, den gereiften Menschen dagegen nur ungefähr sieben Stunden. Das Alter aber meidet er, so viel als möglich; es ist, als wolle er es nicht um den Lebensrest, der ihm noch bleibt, betrügen oder als stoße schwindende Kraft, Verfall der Fähigkeiten, ihn, den Jugendlichen ab, während ihn Fälle der Gesundheit und Lebenskraft anzieht; denn er ist eine schöpferische Macht, so sehr er dem äußeren Anschein nach dem Tode, dem Ende aller Dinge gleichen mag. Unter allen Lebewesen ist er dem Menschen am meisten geneigt; er umfängt ihn enger und regelmäßiger wiederkehrend als das Thier. So sind zum Beispiel alle Thiere, welche stehend schlafen, dem wachen Zustande ungleich näher, als der Mensch, welcher in ausgestreckter Lage den Schlummer sucht; viele Vogelarten haben zudem einen unendlich leisen Schlaf, die geringste Licht- oder Schallwirkung genügt, sie zu wecken. Niedere Wirbelthiere kennen überhaupt keine regelmäßig abwechselnde Periode des wachen und schlafenden Zustandes, bei ihnen hängen diese Erscheinungen lediglich vom Zufall ab. Eine wunderbare Thatsache ist auch der Winter Schlaf, dem kleine Säugethiere, Reptilien, Fische und andere Arten unterworfen sind. Diese Thiere sind dann im tiefsten Grade des Schlafes befangen, die Körperverrichtungen hören fast gänzlich auf, und ihr Erwachen ist in der That eine Art Neugeburt.

Die Schlaflosigkeit ist eins der größten Leiden, mit welchem die gegen ihre Geschöpfe oft mitleidlose und grausame Natur dieselben bedroht, allen beschönigenden und verhüllenden Schleiern der Dichtung zum Trotz. Dauert dieser Zustand fort, so ruft er nicht selten die Sehnsucht nach der ewigen Ruhe hervor; Lebensüberdruß macht oft früher oder später dem so gequälten Dasein ein Ende.

Viele, denen der Schlaf nicht nahen will, mögen sie ihm noch so sehnsüchtig die Arme entgegenrecken, greifen zu den stärksten Mitteln, sich zu beäuben, wie Opium, Morphinum, Chloral. Daß der also erzwungene Schlummer nicht die rechte Erholung und Erfrischung bietet, ist selbstverständlich, und die verhängnißvolle Wirkung des Morphiums, das sich dämonisch fort und fort demjenigen aufdrängt, der sich seiner zauberhaften Kraft hingeeben, ist bekannt und fordert namentlich in unserer hypernervösen Zeit immer zahlreichere Opfer. Der Schlaf rächt sich so gleichsam für den ihm angethanen Zwang.

Man ersieht daraus, wie im Menschenleben auch die gütigsten Gewalten ihre dämonischen Seiten haben, kein glücklicher Zustand ist ungetrübt, nirgends ist dem Menschen die volle Freiheit des Genusses gegönnt. Er erkennt überall die Grenzen seiner Natur, und schon dieses Bewußtsein sollte ihn mit Demuth erfüllen. Immerhin aber ist der Schlaf wohl der ungetrübtste, am meisten unbewußte Genuß. Er erzeugt eine Art Rausch, wie man schon aus der Bezeichnung; „Schlaftrunken“ erkennt, aber einen solchen, der noch so häufig wiederkehrend, keine übeln Folgen hat, wie die Mehrzahl der übrigen Genuße und Freuden des Daseins bei steter Wiederholung. Rag daher das antike Bild des schönen, freundlichen Jünglings auch in unserer götterlosen Zeit für den Schlaf geltend bleiben, und möge kein Diener Morphens, der Genius der Träume, der schönen Leserin, die sich zu dieser Anshauerung bekennet, aus seinem unerlöschlichen Füllhorn reiche und erfreuliche Gaben bieten, Spiegelbilder aus dem mythischen und doch wahrhaften Reich der Dichtung, die das Leben, wie es ist, nun einmal verneint.

Verschiedenes

Nachdruck verboten.

Nicolaus-Markt in Wien. — Von W. Gauße. Siehe die Abbildung, Seite 181. — Nicolaus, Anfang des vierten Jahrhunderts Bischof von Myra, geboren zu Patara in Lycien, wurde schon im neunten Saeculum zu den Kalender-Heiligen gerechnet. Sein Tag ist der 6. December, der in den meisten katholischen Ländern als ein Vorgänger der am Weihnachtsabend üblichen Christbescherung gefeiert wird. In Oberschwaben bringt der heilige Nicolaus den artigen Kindern Kestel, Rüsse und Pfefferkuchen und droht den unartigen mit der Ruthe. Die Kleinen kommen mit Gegengeschenken, da der Heilige aber selbst nichts annimmt, so erhält sie sein Pferd, für das die Kinder Hafer in ihre Schuhe schütten. Das kindliche Opfer erinnert an die Haferweiche, welche die heidnischen Deutschen dem Roffe Odin's darzubringen pflegten. In den protestantischen Ländern spielt der heilige Nicolaus am Weihnachtsabend eine ähnliche Rolle; in Thüringen bäckt man als Bescherung dieses Heiligen sogenannte Nicolaus-Böppe. Der Legende nach ist Nicolaus aber nicht nur ein Kinderfreund, sondern auch der Repräsentant des Teufels, und auf dem Nicolaus-Markt werden daher in Massen kleine schwarze Teufelchen mit einer Ruthe in der Hand und einer Djangabel über der Schulter, mit bligenden Augen und herausgestreckter rother Zunge verkauft. Der „old Nick“ ist auch in England das Schreckgespenst der unartigen Kinder. In der klassischen Mythologie führte Pluto, der Gott der Unterwelt, den Beinamen Nicolaus, d. h. der Volksbesieger, weil der Tod alle Völker bezwingt, und vielleicht sind die Honigkuchen mit dem Bilde des christlichen Heiligen, die man am Nicolaus-Tage kauft, noch eine letzte Erinnerung an die Honigopfer, die zu heidnischer Zeit den Todgöttern dargebracht wurden.

Uns Haus

Nachdruck verboten.

Der Ton im Hause. — Wir Menschen sind doch die räthselhaftesten Geschöpfe auf Gottes Erde! Ein verlegtes Buch, eine zerbrochene Tasse, ein fehlender Knopf, oder gar ein verschüttetes Tintenfaß genügen, um uns aus Rand und Band zu bringen. — Begegnet uns aber einmal etwas recht Großes, steht z. B. das Vermögen auf dem Spiele, bricht in der Nacht Feuer aus, oder ist ein geliebtes Wesen in Gefahr, da tragen wir das „Unvermeidliche mit so viel Würde“, daß man ganz gewaltigen Respekt vor uns bekommen muß. Ebenso ist es mit der Gesälligkeit im Kleinen und mit der Opferwilligkeit im Großen. Gegen die Menschen, die wir am liebsten haben, sind wir oft am wenigsten höflich, während wir gegen Fernstehende die bezauberndste Liebenswürdigkeit entfalten.

Nirgends treibt wohl die bequeme Rücksichtslosigkeit äppigere Blüten, als unter Geschwistern. Raum fangen die „süßen Kleinen“ an, aufrecht zu stehen, so reißen sie sich gegenseitig die Spielsachen aus den Händen, und kaum können sie „Papa und Mama“ fallen, so fangen sie an, sich zu zanken. Wird da die rechtzeitige Verträglichkeits-Dressur verübt, so läßt später der „gemüthliche Familiont“ nichts zu wünschen übrig. Seyt sich die Schwester aus Versehen auf den Platz des Bruders, dann heißt es ohne alle Umstände: „Steh' mal auf; das ist mein Platz.“ Thut sie es nicht, so ist der Aelzler erklärt. Einem Gast gegenüber hätte er sich selbstverständlich stillschweigend einen anderen Stuhl geholt.

Kommt er müde nach Hause, so commandirt er ohne Weiteres: „Du, ich bin hungrig, mach' mir schnell ein Butterbrod!“ worauf sie in entsprechendem Ton erwidert: „Nach Dir's gefälligst selbst.“ Möglicher —, doch nicht wahrrscheinlicher Weise hätte sie auf sein angemessenes Ersuchen, seinen Wunsch erfüllt. Ohne Zweifel aber würde sie einem willkommnen Gast, aus eigenem Antriebe, mit vollendeter Anmuth eine Erfrischung bereiten.

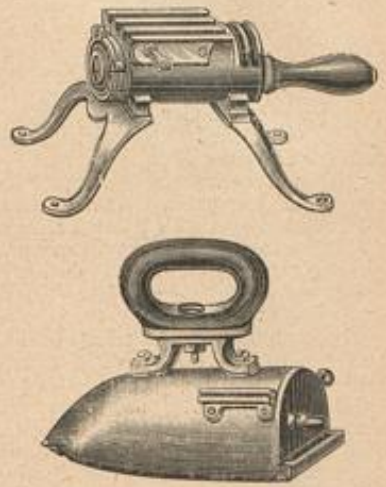
Auch unter Eheleuten und selbst unter solchen, die sich von Herzen lieb haben, läßt sich zuvorkommende Liebenswürdigkeit sehr häufig vermissen. Hat Papa ausnahmsweise nach dem Abendbrod noch Lust zu einem Spaziergange, so ist Mama entweder zu müde, oder sie hat schnell eine Arbeit fertig zu machen, oder sie hat einfach keine Lust mitzugehen. Erinnert sie ihn dann: „Stech doch lieber den Hauschlüssel ein. Du kannst nicht wissen, wie spät es wird.“ so heißt es verdrießlich: „Wozu den schweren Schlüssel mitschleppen, ich bin ja gleich wieder da.“ Zufällig begegnet ihm aber an der nächsten Ecke ein guter Freund, und er verblüdet sich mit ihm beim Glase Bier bis zwei Uhr Nachts. Unterdessen steht die liebe Frau am offenen Fenster, den „schweren Hauschlüssel“ wüthend in der Hand, damit der theure, stark zum Rheumatismus geneigte Gatte nicht erst lange nach dem Wächter zu rufen braucht. Der selbstverständliche Lohn ihrer Treue ist ein fürchterlicher Schnupfen mit Influenza-Anwartschaft. — Wie ist es nun möglich, daß dieselben rücksichtslosen Menschen sich in ernstlichen Fällen der größten Opfer fähig zeigen! Der unliebenswürdige Bruder würde ohne Bekennen die Schwester aus jeder

Lebensgefahr retten, und sie gäbe freudig ihren letzten Pfennig für ihn hin, wenn sie ihn in Noth wüßte. Ebenso würde die Frau, der ein kurzer Spaziergang beschwerlich fiel, Tag und Nacht nicht von dem Krankenlager ihres geliebten Mannes weichen, und er, dem der Hauschlüssel zu lästig war, würde sich jede Arbeitslast aufbürden, um sie vor Sorge und Entbehrung zu schützen.

Was hilft all diese Opferfähigkeit, die man doch nur in Ausnahmefällen betheiligen kann, wenn wir Tag für Tag unter den tausend kleinen Nadelstichen des häuslichen Zusammenlebens zu leiden haben! Will man sich wahrhaft wohl im Kreise seiner Lieben fühlen, so muß Jeder redlich das Seine beitragen, um den guten Ton, die liebenswürdigen Umgangsformen auch in der eigenen Häuslichkeit aufrecht zu erhalten. Finden wir liebevolle Theilnahme, anregende Unterhaltung, ungezwungene Geselligkeit innerhalb der eigenen vier Wände, so braucht man erheitende Zerstreuung nicht so häufig außer dem Hause zu suchen.

Gerade heut zu Tage, wo soziale Kämpfe aller Art die Gemüther erregen, sollte uns der Frieden des Hauses doppelt heilig sein, damit wir uns von der aufreibenden Jagd nach dem Glück, am eigenen Herd, im Schooße der Familie ausruhen und erholen können. W. Karber.

Eine neue Plättvorrichtung. Sehr oft stellt sich beim Bügeln von Kragen und Manschetten der Uebelstand heraus, daß die Kanten nur unvollkommen geglättet und gerundet erscheinen. Dadurch wird das gute Ansehen beeinträchtigt und die Haltbarkeit vermindert; auch verursacht solche Wälche, besonders am Hals, leicht ein unangenehmes Jucken und Kratzen. Diese Uebelstände werden durch eine, von der Firma Karl Kollschmid in Oberrieyingen (Württemberg), hergestellte, in einer Glättmaschine bestehende, patentierte Vorrichtung beseitigt. Nachdem die Krage u. gestärkt und gebügelt sind, werden sie mit einem Schwamm am Rande angefeuchtet und dann durch die Rinnen gezogen, worauf sie vollständig glatt und gerundet erscheinen. Diese wichtige Vorrichtung, die sich auch an älteren Plättmaschinen ohne große Kosten anbringen läßt, wird bei unseren Hausfrauen bald viele Freuden bringen.



Für größere Bügelanstalten und Wäschefabriken empfiehlt sich ein ebenfalls patentirter selbständiger Glättapparat, der mit Holz geheizt wird. Derselbe enthält eine Anzahl verschiedener breiter Rinnen, von denen eine mit einem federnden Stößel versehen ist, durch welchen die Herstellung der Kräftkanten an Kragen und Manschetten bewirkt wird. D. A.

Büscheltrappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Bindfaden. — Wie wird Bindfaden präparirt, daß er den Einwirkungen von Luft und Feuchtigkeit widersteht? Treue Abonnentin in Koßlau.

Aquarium. — Kann mir eine freundliche Leserin aus eigener Erfahrung gute Rathschläge über die Anlage und Instandhaltung eines Aquariums geben? Eugenie v. A. in Schwaben.

Schwedische Handschuhe. — Auf welche Weise kann man schwedische Handschuhe selbst reinigen? Sparfame Hausfrau in Zittau.

Antworten.

(Auf die bezüglichsten Fragen weisen die Seitensabten hinter den Schlagworten hin.)

Seidene Handschuhe. (136) — Die Armlängen solcher Handschuhe verwerthen Sie am leichtesten und besten, wenn Sie sich passende dänische oder Glace-Handschuhe mit zwei oder drei Knöpfen kaufen, den Schlig 5 Cent, lang in der feidenen Armlänge säumen und beide Theile durch eine etwas lang geredete, überwendliche Naht fein vereinigen. Anwenden ist schon bei Strümpfen sehr theuer und paßt meist nicht ganz in Farbe und Stärke der Seide. A. J. in Straßburg.

Ferner erbitet sich die Strümpfwaren-Fabrik von M. G. Kreißig und Sohn, Leipzigerstr. 105, derartige Handschuhe anzugeben, doch müssen ihr zu diesem Zweck mindestens sechs Paar gleichzeitig übergeben werden. Die Redaction.

Junge Hühner (151). — Es ist eine bekannte Thatsache, daß hauptsächlich die eintretende Kälte im Winter die Hühner vom Eierlegen abhält. Dies kann aber leicht dadurch vermieden werden, daß man die Thiere in warme Ställe bringt, namentlich in solche, die durch einen eigens dazu angebrachten Ofen etwas geheizt werden können. Man wird dann den sehr bedeutenden Vortheil haben, von allen seinen Hühnern auch im Winter frische Eier zu erhalten. Hühner, die bei den Bauern häufig im Winter in der Stube bleiben, legen fortwährend. Will man sie indes noch beförderer dazu veranlassen, so muß man ihnen auch angemessenes Futter reichen, wozu am tauglichsten warm gemachte, braun geröstete Gerste ist. Auch kann man diese Gerste aufsteden und den Hühnern zu fressen, das Wasser aber, worin sie geotten ist, ihnen zu laufen geben. Der Kesselfame, sowie auch die Leinsamenthüllen sind ebenfalls ein sehr wirksames Mittel zur Erreichung obigen Zweckes. Letztere werden in einem warmen Ofen getrocknet, zu einem grüßlichen Pulver gestoßen und mit einer gleich großen Mischung von Weizenkleie und Eichelmehl vermenget. Aus dieser Substanz bereitet man mit Zusatz von etwas Wasser einen Teig, der den Hühnern zu fressen gegeben wird, und der ebenfalls große Fruchtbarkeit erzeugt. Th. in E.